

Was bleiben wird
Wie prägt Corona die Gesellschaft? Die Antworten der Soziologie sind vielfältig. **HINTERGRUND 2**

Alles streamt
Pfarrpersonen sind derzeit online omnipräsent. Was machen sie gut, was eher nicht? **REGION 9**



Foto: Dominik Butzmann

Die grosse Befreiung
Vor 75 Jahren endete in Europa der Krieg. Ein Opfer der Judenverfolgung erinnert sich. **DOSSIER 5-8**

Kirchgemeinden
Wissenswertes über Ihre Kirchgemeinde lesen Sie in Ihrer Gemeindebeilage im 2. Bund. **AB SEITE 13**

reformiert.

Graubünden
Bündner Kirchenbote

Die evangelisch-reformierte Zeitung

Nr. 5/Mai 2020
www.reformiert.info

Hilfswerke befürchten einen Einbruch der Spenden

Pandemie Hilfswerke der reformierten Kirchen passen ihre Projekte in Afrika der Corona-Krise an. Eine wichtige Rolle spielt dabei auch die Verbesserung von hygienischen Massnahmen.

In welchem Ausmass das Coronavirus in Afrika um sich greifen wird, ist noch ungewiss. Einig sind sich Experten aber schon heute: Die Massnahmen zur Eindämmung der Ansteckungen wie Ausgangssperren und weitere Einschränkungen werden enorme sozio-ökonomische Auswirkungen auf die arme Bevölkerungsschicht haben.

Besonders betroffen ist die Sub-Sahara-Zone, wo rund 86 Prozent der Menschen Jobs nachgehen, die der Staat weder kontrolliert noch registriert. «Strassenarbeiter, Kleinbäuerinnen oder Hausangestellte leben meist von der Hand in den Mund. Ausgangssperren bedeuten für sie kein Geld und somit auch kein Essen auf dem Tisch», sagt Katharina Gfeller, Abteilungsleiterin Internationale Beziehungen bei Mission 21, dem evangelischen Hilfswerk in Basel.

Seifen verteilen

Wegen der Corona-Krise verschiebt Mission 21 derzeit innerhalb einzelner Projekte die finanziellen Mittel. So hat die Organisation etwa die Präventionsarbeit für Hygienemassnahmen im Südwesten von Kamerun verstärkt, wo die Unterdrückung der englischsprachigen Minderheit eine halbe Million Menschen in die Flucht zwang. Diese erhalten nun neben Decken, Zelten, Nahrungsmitteln und Medikamenten auch Seifen und Desinfektionsmittel. Partnerorganisationen bauen in Dörfern Lavabos.

Um die Ansteckung einzudämmen, informieren Pfarrerinnen und Pfarrer von Partnerkirchen über die Massnahmen in ihren Predigten, die sie per SMS und Whatsapp verschicken. Ebenfalls ein Informationskanal sind die kirchlichen TV- und Radiostationen, die auch in Regionen ausgestrahlt werden, die kein Internet haben. «Dank der Verankerung unserer Partnerkirchen in den Gemeinden erreichen wir viele Menschen», sagt Gfeller.

Doch nicht nur Präventionsarbeit sei wichtig. «Wir unterstützen Frauen bei der Herstellung von Seifen und dem Nähen von Masken, um ihnen in der Krise zu Einkommen zu verhelfen», erklärt Gfeller. Während Mission 21 in Kamerun bisher noch arbeiten konnte, laufen in Nigeria die Projekte beschränkt weiter. Die Regierung hat dort die Ausgangssperre verhängt.

Vom Verbot, die Häuser zu verlassen, sind ebenfalls Projekte des Hilfswerks Evangelischer Kirchen



Solche Schutzausrüstungen gegen Ansteckung sind in Afrika vielerorts auch für Ärzte Mangelware.

Foto: Getty Images

Schweiz (Heks) betroffen. «Deshalb arbeiten unsere Partner vor Ort etwa in Uganda ausschliesslich über digitale Kanäle», sagt Regula Hafner, Heks-Abteilungsleiterin Afrika und Lateinamerika. «Wir setzen gleichzeitig alles daran, die Projekte weiterzuführen, die zur Steigerung des Einkommens oder zur Ernährungssicherheit beitragen.» Länder mit einem schwachen staatlichen Sozialsystem, wie etwa in Niger oder im Kongo, könnten die sozio-ökonomischen Auswirkungen der Pandemie für die Bedürftigsten nicht abfedern, sagt Hafner.

In Äthiopien ergänzt das Heks derzeit das Nothilfeprojekt in der von der Heuschreckenplage heimgesuchten Region Borana mit der Verteilung von Wascheinern, Seife und Desinfektionsmitteln. Zudem hat das Werk eine Informationskampagne lanciert, um der Verbreitung des Virus entgegenzuwirken. «Wir erkennen erste Resultate: Die Menschen schütteln sich weniger die Hände», sagt Boru Jarso, Heks-Kontaktperson in Äthiopien.

Für die Präventionsmassnahmen stimmt sich das Heks in Äthiopien und den anderen Ländern mit den Regierungen ab und orientiert sich an internationalen Standards. Heks koordiniert seine Massnahmen zudem mit anderen Mitgliedern des

internationalen Netzwerks Act Alliance kirchlicher Hilfswerke, um etwa die Menschen über die Kirchen besser zu erreichen.

Schulden erlassen

Solidarität zu zeigen, sei gerade jetzt wichtig, findet die Heks-Mitarbeiterin Regula Hafner: «Es könnte schwieriger werden, Spenden fürs Ausland zu sammeln, da die Schweizer Bevölkerung mit den Nöten hierzulande konfrontiert ist.» Auch die katholische Ordensschwester Nathalie Kangaji ruft zu solidarischem Handeln auf. Sie war der letztjährige Gast der ökumenischen Fastenkampagne und lebt in Kinshasa, der Hauptstadt der Demokratischen Republik Kongo. Teile der Stadt sind abgesperrt, nachdem ein Bewohner nach seiner Rückkehr aus Europa an Corona starb.

«Wenn sich die afrikanischen Länder mit den bereits versprochenen Überbrückungskrediten und Hilfgeldern für die Corona-Krise weiter verschulden, wird die arme Bevölkerung immer ärmer», hält Sœur Nathalie fest. Deshalb sollten den armen Ländern Afrikas die Schulden erlassen werden, wie dies der französische Präsident Macron, Papst Franziskus und über 200 Organisationen der Zivilgesellschaft forderten. **Nicola Mohler**

«Wenn sich die afrikanischen Länder mit den Hilfgeldern für die Corona-Krise weiter verschulden, werden die Armen immer ärmer.»

Nathalie Kangaji
Ordensschwester aus Kinshasa

Kommentar

Auch die Hilfe muss grenzenlos sein

Das winzige Wesen hat eine riesige Wirkung. Das spüren wir schon in der Schweiz. Doch in Entwicklungsländern könnte das Coronavirus erst recht zu Katastrophen von enormem Ausmass führen. «Da wird es Szenen geben, die wir uns heute noch nicht vorstellen können», sagt etwa der deutsche Epidemiologe Maximilian Gertler gegenüber dem Portal Watson. Er war für Ärzte ohne Grenzen in Afrika, als dort Ebola ausbrach. UN-Organisationen warnen ebenfalls vor einem humanitären Desaster. Die Auswirkungen auf die Gesundheit und damit die medizinische Versorgung ist dabei nur ein Problem – wenn auch ein gravierendes. Vorerkrankungen sowie Mangelernährung machen selbst Jüngste zu Risikopersonen. In den Slums, wo in Afrika etwa die Hälfte der Bevölkerung lebt, und in grossen Flüchtlingslagern sind Menschen auf engstem Raum zusammen. Wasser ist Mangelware. Wie sollen sie Distanz wahren und strikte Hygiene einhalten?

Hilfe dort hilft auch hier

Hinzu kommen prekäre wirtschaftliche und gesellschaftliche Umstände. Wenn Gelegenheitsjobs wegfallen, haben viele sofort nichts mehr. Schon jetzt herrschende soziale, ökonomische und politische Krisen werden verstärkt. Mittel, um die Bevölkerung zu unterstützen, sind äusserst knapp. Und dann ziehen auch noch Investoren ihr Kapital ab.

Das zeigt, dass die Entwicklungsländer auf mehreren Ebenen Unterstützung brauchen. Aufklärung, Hygienesets, Seife und Desinfektionsmittel, Stärkung der medizinischen Versorgung und auch direkt wirkende wirtschaftliche Hilfe sind unabdingbar. Auch wenn wir in Europa zurzeit stärker mit uns selbst beschäftigt sind als in normalen Zeiten: Die Unterstützung muss grenzenlos sein, möglichst noch vor der totalen Ausbreitung des Virus. Das würde schliesslich allen dienen. Denn auch die Folgen humanitärer Katastrophen sind grenzenlos.



Marius Schären
«reformiert.»-Redaktor
in Bern



Social Distancing wird auf längere Zeit zur Notwendigkeit, doch es verändert auch unsere Wahrnehmung der Menschen um uns herum.

Foto: Reuters

Das Virus verändert den Blick auf den Mitmenschen

Gesellschaft Die Pandemie wird Spuren hinterlassen, selbst wenn die Bedrohung nicht mehr akut ist. Im Miteinander, in der Beziehung zu uns selbst und in der Beschäftigung mit existenziellen Fragen.

Kein Händeschütteln mehr, kein Küsschen, keine Umarmung zur Begrüssung. Gespräche mit Nachbarn, Freunden und selbst Verwandten nur mit Abstand. Und der wöchentliche Grosseinkauf mutet an wie eine Exkursion in feindliches Gebiet. Der Feind wiederum ist unsichtbar und könnte überall lauern: in der jungen Frau, die zielstrebig mit dem Einkaufswagen vorbeizieht, oder im schnaufenden Jogger, der den Hof passiert, selbst im Kleinkind der Nachbarsfamilie.

Das Coronavirus hat unser Empfinden gegenüber anderen innerhalb weniger Wochen verändert. Die Pandemie bündelt und verstärkte Tendenzen, die in der Gesellschaft bereits existieren, erklärt Hartmut Rosa, Soziologieprofessor von der Universität Jena. Dazu gehört für ihn die Begegnung des Fremden mit latenter Abwehr. «Genau das wird jetzt zum körperlich stark erfahrbaren Grundmoment. Es wird der Sinn geschärft: Der andere ist eine mögliche Bedrohung.» Rosa hält das für

«Es wird der Sinn geschärft: Der andere ist eine mögliche Bedrohung.»

Hartmut Rosa
Soziologe

problematisch, weil für ihn Leben gerade dann gelingt, wenn man bereit ist, sich auf etwas Neues, Fremdes, einzulassen – oftmals auch mit unklarem Ausgang.

Die Erfahrungen der Krise dürften Spuren hinterlassen, auch wenn die Gefahr einmal weitgehend gebannt sein sollte. Die Soziologin Teresa Koloma Beck forscht über Kriegs- und Nachkriegsgesellschaften und stellt mit Blick auf Gefahrenvermeidung Ähnlichkeiten fest. «Verhaltensänderungen zum eigenen Schutz im öffentlichen Raum bleiben oftmals länger bestehen als eigentlich nötig.» Unbewusst verselbstständigten sich im Körper die neuen Gewohnheiten. «Selbst wenn ein Impfstoff verfügbar ist, verschwindet diese Wahrnehmung des anderen als Gefahrenträger nicht von einem Tag auf den anderen», sagt Koloma Beck, Professorin an der Universität der Bundeswehr in München und tätig am Hamburger Institut für Sozialforschung.

Der Fremde als Helfer

Der Fremde als Gefahr oder als jemand, der einem gleichgültig ist und deshalb auch keine besondere Rücksicht verdient: Das sind negative Ausprägungen der gegenwärtigen Pandemie. Demgegenüber steht eine vielfach beschriebene Welle der Solidarität, die Fremde zum Helfer macht. Leute aus dem Quartier bringen alten oder kranken Menschen Einkäufe nach Hause, hüten Haustiere oder Kinder.

Die Hilfsbereitschaft überrascht uns, da Solidarität gegenüber Fremden in der individualisierten Wohlstandsgesellschaft unter normalen Umständen kaum mehr nötig sei, sagt Rosa. «Für jedes Problem gibt

es eine institutionelle Zuständigkeit, den Arzt, den Klempner, den Anwalt.» Jetzt, da viele Dienstleistungen nicht mehr erhältlich seien, rücke solidarisches Handeln wieder

«Es stellt sich die Frage, ob die Solidarität genügend tief in uns verankert ist.»

Christoph Stückelberger
Ethiker und Theologe

ins Blickfeld. Für den Zürcher Ethiker und Theologen Christoph Stückelberger ist es beeindruckend, wie die Solidarität greift. «Es stellt sich aber die Frage, ob diese genügend tief in uns verankert ist oder nur eine pragmatische Notwendigkeit darstellt.» In diesem Fall würde sie nicht lange anhalten.

«Wir» oder «die»

Entscheidend ist nach Einschätzung von Gesellschaftswissenschaftlern insbesondere, wie sich auf längere Sicht die Solidarität zwischen den Generationen entwickelt. Dass die Massnahmen des Social Distancing von der gesamten Bevölkerung eingehalten werden, ist für ältere Menschen, für die eine Erkrankung oft bedrohlich werden kann, entscheidend. Auf ihren gewohnten Alltag

verzichten müssen deshalb auch die Jungen, für die das Virus wenig Gefahr darstellt.

Soziologe Rosa sieht in dieser ungleichen Kosten-Nutzen-Verteilung die Gefahr von Spaltungen. Für ihn ist es entscheidend, die Verzicht der Jungen nicht zu bagatellisieren, sondern anzuerkennen. Und entsprechend zu kommunizieren. «Solidarität zerbricht immer, wenn ein «wir» und ein «die» konstruiert wird; «wir» dürfen etwas nicht, um «die» zu retten.» Damit die Solidarität zwischen den Generationen in der Krise und darüber hinaus Bestand hat, sei es entscheidend, einen «Wir-Sinn» zu schaffen. «Wir wollen nicht, dass unsere Alten sterben, wir wollen eine Gesellschaft sein, die sich um alle kümmert.»

Der Blick nach innen

Doch die Pandemie verändert nicht nur die Sicht auf die anderen. Hartmut Rosa sieht sie auch als möglichen Ausgangspunkt für einen Pfadwechsel in der Auseinandersetzung mit uns selbst. Denn: Ein Grossteil der Bevölkerung verzeichnet gähnende Leere im Terminkalender. Reisen, Sitzungen, Kulturanlässe oder Familienfeste sind abgesagt, die Hamsterräder angehalten.

Diese «unfreiwillige Entschleunigung» werde vielfach als unangenehm empfunden, zumal sie bei einem Teil der Bevölkerung mit wirtschaftlicher Existenznot einhergeht, führt Soziologe Rosa aus. Die freie Zeit könne aber nützlich sein, um herauszufinden, was einem tatsächlich wichtig ist, und biete Raum, um mit diesen Dingen in Verbindung, in Resonanz, zu treten. Obwohl die Wirtschaft bald wieder hochfähre und mit ihr das normale Tempo zu-

rückkehre, hätten die in der Zeit gewonnenen individuellen Erkenntnisse Bestand.

Der Wert der Natur

In der Frage, ob die Pandemie tatsächlich auch im Hinblick auf den Kampf gegen die Klimaveränderung positive Langzeitfolgen haben wird, äussern sich Experten vorsichtig optimistisch. Der Ethiker Christoph Stückelberger plädiert dafür, die Erholung der Natur als Ermutigung zu betrachten. Die Corona-Krise zeige, dass sich auch mit eingeschränkten Flugmöglichkeiten leben und grössere Restriktionen im Flug- oder Autoverkehr verkraften liessen.

Auch Rosa sieht eine Chance für Veränderung. Die vergleichsweise erfolglose Klimapolitik der letzten Jahrzehnte habe bei den Menschen zu einer «gewaltigen Ohnmachtserfahrung» geführt. Grüne Parteien, Klimagipfel, Verpflichtungserklärungen, nichts habe zu einem entschiedenen Kurswechsel geführt. «Dann kommt ein Virus, und wir machen die Erfahrung, dass wir tatsächlich politisch handeln und die Räder zum Stillstand bringen können, wenn wir das wollen.»

Tod als kollektives Thema

Die politische Schlagkraft im Kampf gegen die Pandemie steht in Kontrast zum Gefühl der Unkontrollierbarkeit, die das Virus bislang mit sich bringt. Kein Impfstoff, kein Medikament und unterschiedlichste Krankheitsverläufe.

Die Themen Tod und Sterben beschäftigen, anders als in normalen Zeiten, nicht nur einzelne, von einem Todesfall betroffene Menschen, sondern die gesamte Gesellschaft. «Diese Allbetreffenheit wirft Fragen auf, denen man sich sonst nur ungern stellt», sagt Teresa Koloma Beck. Mit diesen existenziellen Themen befassten sich vor allem Kunst und Religion. Deshalb komme diesen gesellschaftlichen Bereichen in der derzeitigen Situation eine besondere Bedeutung zu.

Auch Rosa geht davon aus, dass das Bedürfnis nach einem Gefühl für eine Verbindung mit «dem Umgreifenden» in diesen Zeiten zunimmt. Die Verletzbarkeit und die Unverfügbarkeit des Lebens sind für den Soziologen ein wiederkehrendes Thema der Bibel. «Ich glaube, das Coronavirus ist wie ein Anruf an die Gesellschaft, und auch die Kir-

«Diese Allbetreffenheit wirft Fragen auf, denen man sich nur ungern stellt.»

Teresa Koloma Beck
Soziologin

che muss ihre Antwort darauf finden.» So stellt sich für ihn auch die Frage, ob es so etwas wie Geschick, Schicksal gebe. «Natürlich will ich nicht sagen, dieses Virus hat irgendeinen Sinn. Aber es bringt die Gesellschaft in Reflexionsmodus.» Was auch dazu zwingt, Antworten auf «unser Verhältnis zur letzten Wirklichkeit zu finden».

Cornelia Krause, Sandra Hohendahl

Interview mit dem Soziologen Hartmut Rosa:
reformiert.info/rosa

«Wir halten eine Lücke für Trauer offen»

Spitalseelsorge Seit Covid-19 sind es vermehrt Spitalseelsorgende, die eine Brücke zwischen Schwer-Kranken und ihren Angehörigen bauen. Susanna Meyer-Kunz ist eine, die Brücken baut.

Wie sieht Ihre Arbeit als Seelsorgerin im Unispital Zürich derzeit aus?
Susanna Meyer-Kunz: Einerseits bin ich Seelsorgerin vor Ort für eine grosse Intensivstation, die auch für Covid-19-Patientinnen und -Patienten zuständig ist. Andererseits bin ich Teamleiterin der reformierten Seelsorge im Spital. Derzeit muss ich mein Team neu organisieren, weil Mitarbeitende der Risikogruppe angehören und ins Homeoffice müssen. Dann werden Stationen aufgrund von Covid-19 verändert. Wir müssen sehr flexibel sein.

Das Bundesamt für Gesundheit hat ein Besuchsverbot für Angehörige in Spitälern erlassen. Was bedeutet das für Sie als Seelsorgende? Haben Sie noch mehr zu tun?

Ja, weil das Besuchsverbot auch bedeutet, dass alle Patienten, die andere Erkrankungen haben, auch nicht mehr besucht werden dürfen. Da ist der Bedarf an Seelsorge gestiegen. Mit dem Besuchsstopp haben wir im Unispital gemeinsam mit der Pflegeleitung die Idee gehabt, dass wir auch in Spitalkleidung arbeiten. Das hat uns den Zugang zu den Patienten nochmal erleichtert.

Wie betreuen Sie schwererkrankte, also intensivpflichtige Covid-19-Patienten seelsorgerlich?

Wir müssen die ganze Schutzkleidung aus Anzügen, Masken, Brillen und Handschuhen tragen. Das ist schon anders, denn man ist in einer Art «verkleidet». Oft spielen wir den Patienten, die sediert und beatmet sind, Audionachrichten ihrer Angehörigen vor. Eine schöne Sache, denn die Menschen können ja selbst nicht telefonieren. Grundsätzlich telefonieren wir sehr viel mehr mit Angehörigen, wenn sie das wollen.

Eben haben Sie bereits geschildert, dass Audio-Nachrichten eine Möglichkeit sind, eine Verbindung zwi-

schen Patient und Angehörigen herzustellen. Gibt es noch andere Brücken, die Sie bauen?

Kürzlich hatten wir einen schwer an Covid-19-erkrankten Mann auf der Station. Weder die Kinder noch seine Frau durften ihn besuchen, weil sie infiziert waren oder zur Risikogruppe zählen. Ich war fast jeden Tag bei ihm und habe ihm Audio-Nachrichten seiner Angehörigen abgespielt. Eines Nachts verstarb er dann, ohne dass sich die Angehörigen verabschieden konnten. Wir haben mit dem Bestatter geschaut,

«Wir achten darauf, dass Trauer geäussert werden kann.»

Susanna Meyer-Kunz
Leiterin reformierte Seelsorge am USZ

dass Briefe und Zeichnungen der Angehörigen in den Sarg gegeben wurden. Und ich habe auf Wunsch den Psalm 23 am Krankenbett gelesen und der Tochter am Telefon auch nochmals. Ich sehe unsere Aufgabe als Seelsorgende darin, darauf zu achten, dass Trauer geäussert werden kann. Dass trotz der strikten Auflagen noch etwas möglich ist. Wir halten eine Lücke für Menschlichkeit, und natürlich, wenn gewünscht, auch Göttliches offen.

Also ist es möglich, sich bei einem an Covid-19-Verstorbenen zu verabschieden?

Ja, bei uns im Unispital schon. Aber in einem eng definierten Zeitfen-

und Erfolgsrechnung des Notfonds KEK sowie der Kollekten- und der Synodalkasse.

Amtsbericht

Der Kirchenrat verabschiedet den Amtsbericht 2019. Dieser gibt Auskunft über die Tätigkeit der Landeskirche im vergangenen Jahr. Er wird in der Juni-Sitzung dem Evangelischen Grossen Rat, ansässig in Chur, zur Diskussion und zur Genehmigung vorgelegt werden.

Corona

Der Kirchenrat bestimmt eine Task-Force zum Coronavirus mit Kirchenratspräsident Andreas Thöny, Kirchenratsaktuar Peter Wydler und dem Kommunikationsbeauftragten Stefan Hügli. Der Kirchenrat ist sich bewusst, dass die aktuellen Einschränkungen Kirchgemeinden vor grosse Herausforderungen stellen.



Die Schutzkleidung gehört jetzt zum Alltag im Spital.

Foto: Annick Ramp

ter und mit wenigen Angehörigen und Schutzvorkehrungen. Wir haben dazu im Spital eine interne Leitlinie zum Umgang mit Covid-19 auf der Intensivstation erarbeitet.

Insbesondere die Mitarbeitenden in Spitälern sind extrem gefordert. Sind Sie auch für sie da?

Ja. Wir haben eine Hotline für Mitarbeitende des Unispitals eingerichtet. Dort können sie rund um die Uhr anrufen. Wir von der Seelsorge machen den Pikettdienst ab 22 Uhr.

Susanna Meyer-Kunz, 53

Die ausgebildete Pflegefachfrau HF und Pfarrerin leitet seit Dezember 2018 das Team der reformierten Spitalseelsorger am Universitätsspital Zürich (USZ). Zuvor war sie Spitalseelsorgerin und Leiterin des Care Teams am Kantonsspital Graubünden in Chur. Sie ist Präsidentin der Vereinigung der Deutschschweizer Spital-, Heim- und Klinikseelsorgenden.

Er bittet die Gemeindeleitenden, ihre Verantwortung den Gegebenheiten entsprechend wahrzunehmen, die Schutzbestimmungen zu beachten und dabei das kirchliche Leben sowie die Kontakte vor Ort im möglichen Rahmen zu pflegen.

VOGRA

Der Kirchenrat nimmt zur Kenntnis, dass der Verband für Orgeldienst und Kirchengesang in Graubünden (VOGRA) sich neu ausrichtet. Der 1933 gegründete Verband schliesst sich dem Konzept der Ausbildung von Kirchenmusikern der Katholischen Landeskirche an.

Chur

Der Kirchenrat genehmigt die neue Kirchgemeindeordnung der Reformierten Kirche Chur. Die Abstimmung war im November 2019. Stefan Hügli, Kommunikation

Die Hotline wurde sehr engagiert durch das USZ in Zusammenarbeit mit Psychiatern, Psychologen, der klinischen Ethik, der HR und uns auf die Beine gestellt.

Es kann das Gefühl eines Ungleichgewichts in der Arbeitsteilung aufkommen. Man hört, dass das Spitalpersonal um Leben ringt, während der Grossteil der Gesellschaft im Homeoffice sitzt.

Das Spitalpersonal erlebt derzeit eine recht hohe Anspannung. Man kann jedoch sagen, dass es bei uns auf den Intensivstationen nicht viel hektischer als sonst zu geht. Wir brauchen viel mehr Personal, aber das wurde auch rekrutiert. Bis jetzt ist es ein ruhiges und konzentriertes Arbeiten. Eindrücklich ist, dass das Pflegepersonal gesellschaftlich eine höhere Wertschätzung erfährt. Hoffen wir, dass dies auch nach der Corona-Krise anhält.

Interview: Constanze Broelemann

Vollständiges Interview:

reformiert.info/Seelsorge

Die Corona-Krise ändert unsere Werteskala

Kirchenrat Kirchenratspräsident der Bündner Reformierten Andreas Thöny, hat sich in einem Interview zur Corona-Krise geäussert. So solle die vom Kirchenrat einberufene Task-Force beobachten, was Bund und Kanton entscheiden und informieren. «Die Task-Force liefert keine Lösungen, das geschieht vor Ort.» Man wolle vermeiden, mit eigenen Interpretationen eine Parallelstruktur aufzubauen. Weiter beobachte er, dass sich die Wertungen eines erfüllten Lebens veränderten. Weg vom Materiellen hin zum Persönlichen und Sozialen. Ob diese Veränderungen allerdings nachhaltig seien, werde sich zeigen, so der Kirchenratspräsident. **cb**

Ganzes Interview: www.gr-ref.ch

Gepredigt

Die Krise als Chance zum Innehalten

Und als sie auf dem Wege waren, sprach einer zu ihm: Ich will dir folgen, wohin du gehst. Und Jesus sprach zu ihm: Die Füchse haben Gruben und die Vögel unter dem Himmel haben Nester; aber der Menschensohn hat nichts, wo er sein Haupt hinlege. Und er sprach zu einem andern: Folge mir nach! (...) Und ein anderer sprach: Herr, ich will dir nachfolgen; aber erlaube mir zuvor, dass ich Abschied nehme von denen, die in meinem Hause sind. Jesus aber sprach zu ihm: Wer die Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geschickt für das Reich Gottes. (Lukas 9, 57-62)

Wir sind in einer ausserordentlichen Zeit. Ein Wort beherrscht unseren Alltag: Corona. Es ist unsichtbar. Das macht uns Angst: Wir haben nicht alles im Griff – Kontrollverlust! Menschen stecken sich an. Menschen sterben daran. Wie die Katze vor dem Mausloch – so schauen alle auf diesen Namen: Corona. Man könnte meinen, es gäbe keine Kriege mehr auf der Welt. Plötzlich hört man nichts mehr. Man könnte meinen, es sterben nicht mehr Tausende von Kindern an Hunger. Plötzlich hört man nichts mehr. Man könnte meinen, es gäbe keine Flüchtlinge mehr. Plötzlich hört man nichts mehr.

Ich mache mir nicht so viele Sorgen wegen Corona. Obwohl: Ich halte die Anweisungen der Regierung ein. Das ist klar! Was mir mehr Sorgen bereitet, ist das Verhalten der Menschen. Es werden die Läden leergekauft, das verstehe ich nicht. Und meine Sorgenfalten werden tiefer: Ein Weihbischof stellt Corona als Strafe Gottes dar. Weil die Menschen zu wenig spirituell seien. Ein Prediger einer Freikirche verkündigt das nahende Ende der Welt. Wer diese Zeit nutzt, um den Weltuntergang zu predigen, ist ein Scharlatan!

Wir sind in einer ausserordentlichen Zeit. Die Pandemie zwingt uns zum Innehalten. Sie verordnet uns Stillstand. Wir können ihn nutzen, um in uns zu gehen: aufräumen – loslassen – neu beginnen – in mich gehen – um in Jesu Sinn in die Zukunft zu blicken. Er macht uns dazu Mut. Denn das Reich Gottes kommt aus der Zukunft zu uns. Wir sind in der Krise, das heisst: Zeit der Wende und Zeit der Chance. Wir können sie annehmen und unsere Hand an den Pflug unseres Lebens legen. Es ist wichtig, den Blick für den einzelnen Schritt im Auge zu behalten. Ebenso wichtig ist es, den Horizont nicht aus den Augen zu verlieren. Unser Leben ist wie ein Acker. Es liegt vor uns. Die Zukunft ist ungewiss. Aber wir müssen das Leben pflügen. Mit Gottes Hilfe.

Gepredigt am 15. März 2020 in Sagogn



Daniel Hanselmann, 51
Pfarrer in Sagogn Laax
Falera

Aus dem Kirchenrat

Sitzung vom

12.3.2020

Nothilfe

Der Kirchenrat spendet 5000 Franken angesichts der Not an der türkisch-griechischen Grenze. Mit dem Geld unterstützt er die kirchliche Zusammenarbeit in Syrien, einem Herkunftsland vieler Flüchtlinge. Projektpartner ist das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen Schweiz.

Jahresrechnung

Der Kirchenrat genehmigt die Rechnung 2019 der Kantonalen Evangelischen Kirchenkasse (KEK) zuhanden des Evangelischen Grossen Rats. Sie schliesst mit einem Überschuss von 5787.50 Franken. Zudem genehmigt der Kirchenrat die Bilanz

Lockerungen auch für das kirchliche Leben

Lockdown Die Exit-Strategie des Bundesrates betrifft ebenfalls das kirchliche Leben. Zwar gilt noch bis zum 8. Juni das aktuelle Verbot, das auch die Gottesdienste einschliesst, doch für die Zeit danach sind Lockerungen in Aussicht gestellt. Die Kirchenverantwortlichen sind nun daran, Konzepte zur Einhaltung von Hygiene- und Distanzregeln zu erarbeiten. Bei Beerdigungen gibt es schon früher Anpassungen. Die Begrenzung auf den engsten Familienkreis ist auf den 27. April aufgehoben. Grosse Abdankungen, an denen auch der Freundeskreis teilnimmt, sind weiterhin verboten. ki

Bericht: [reformiert.info/corona-exit](https://www.reformiert.info/corona-exit)

Beratung auch in Zeiten von Corona

Sucht Wenn Alkohol das Leben bestimmt, ist das Social Distancing zur Eindämmung der Corona-Epidemie schwer einzuhalten. Um Fragen und Ängste aufzufangen, bietet die Beratungsstelle Blaues Kreuz Graubünden in Chur Alkoholkranken und deren Angehörigen ab 1. Mai wieder in den Räumlichkeiten des Blauen Kreuz Beratungen an. Für viele Alkohol Kranke sei das Gespräch die einzige Möglichkeit von sozialer Zuwendung, wie es in einer Mitteilung heisst. Einsamkeit sei einer von vielen Gründen, weshalb Menschen und insbesondere ältere Menschen trinken. Für sie und andere kann die Isolation zu einer grossen psychischen Belastung werden. rig

Hotline für Holocaust-Überlebende

Stiftung Holocaust-Überlebende gehören zur Risikogruppe bei Covid-19-Erkrankungen. Deshalb hat die Gamaraal Foundation eine 24-Stunden-Hotline für Betroffene in der Schweiz eingerichtet. Mehrere Dutzend Freiwillige aus dem Team der Gamaraal Foundation helfen Holocaust-Überlebenden und älteren Menschen in allen Landesteilen der Schweiz. «Wenn gewünscht, kaufen wir Lebensmittel und Medikamente ein. Die meisten rufen an, weil sie jemanden zum Zuhören brauchen», sagt Anita Winter, Präsidentin der Gamaraal Foundation und Tochter von Holocaust-Flüchtlingen. Die Gamaraal Foundation wurde 2014 gegründet, mit dem Ziel, insbesondere die verbliebenen Holocaust-Überlebenden zu unterstützen. Schweizweit sind, gemäss Anita Winter, 450 Holocaust-Überlebende. Einige in Graubünden. rig

Solidarität und Fürsorge zeigen

Flucht Die drei Landeskirchen (reformiert, katholisch, christkatholisch) rufen Bundesrat und Politik auf, die unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden (UMA) auf Lesbos und von anderen Fluchtorten mit ihren Familien in der Schweiz zusammenzuführen. Bisher seien nur etwa zwanzig UMA mit einem verwandtschaftlichen Bezug zur Schweiz identifiziert worden. Die wahre Zahl liege jedoch höher. Hier brauche es mehr Einsatz der offiziellen Seiten der Schweiz schreiben die Landeskirchen. rig

Sich nahe fühlen, ohne beieinander zu sein

Gemeinden Gottesdienste, Konfirmationen, Beerdigungen, Hochzeiten – in Zeiten der Corona-Pandemie ist das nicht oder stark eingeschränkt möglich. Wie kreativ Kirche trotzdem Trost spendet und Zusammenhalt schafft, zeigt ein Streifzug durch den Kanton Graubünden.



Der Pfarrer als Pöstler unterwegs

Mit der Schuhschachtel unterm Arm ist Pfarrer Heinz-Ulrich Richwinn aus Zizers dieser Tage im Dorf unterwegs. Jedem seiner Konfirmanden und Konfirmandinnen bringt er die Box, samt Bibel und Arbeitsanleitung persönlich vorbei. «So bleiben wir auch ohne Unterricht in Verbindung», sagt er. Ihre Aufgabe ist es, in der Schuhschachtel eine Jesus-Geschichte nachzustellen. Ob mit Playmobil-Figuren, Steinen oder anderen Materialien, der Fantasie der Jugendlichen, so Richwinn, sei für das freie Gestalten keine Grenzen gesetzt. Um auch der Kirchgemeinde die Kunstwerke der Jugendlichen zugänglich zu machen, plant Heinz-Ulrich Richwinn eine Ausstellung mit den «Storys in the box». Ob diese im Rahmen einer später stattfindenden Konfirmation oder anlässlich einer Gemeindeversammlung stattfindet, ist noch offen. rig



Jugendliche gestalten Bilder für Senioren

In Davos Monstein hat Pfarrerin Claudia Bollier – wie die meisten Pfarrpersonen – die Kommunikation mit ihren Gemeindemitgliedern auf das Telefon und den Briefverkehr verlegt. Mit den Konfirmanden ist sie über Whatsapp und Facebook verbunden, wo sie ihnen «Challenges», also Aufgaben, stellt. «Natürlich alles freiwillig», sagt Bollier. Und für Ostern erhielten sie eine ganz besondere «Challenge». Sie sollen ein Zeichen setzen. Das in Form eines mit Naturmaterialien gestalteten Bildes, draussen in der Natur oder in Form eines «gefundenen Bildes». Die Bilder wurden fotografiert und mit dem Osterbrief an alle verschickt. Eine Jury aus verschiedenen Senioren und Seniorinnen wählte die drei schönsten Bilder aus. Zu gewinnen gab es ein Eis. «Die Aktion signalisiert älteren Menschen in unserem Dorf: Wir vergessen euch nicht.» rig



Verbunden beim Abendmahl daheim

«Ostern ist ansteckende Hoffnung», sagt Josias Burger, Pfarrer in Trimmis. Ausdruck dieser Hoffnung sei für ihn immer das gemeinsam eingenommene Abendmahl. «Die Gemeinschaft fällt nun weg», sagt Josias Burger, «aber wenn wir am selben Tag zur selben Zeit das Abendmahl einnehmen, sind wir einander ebenso verbunden.» Den Gedanken hat er umgesetzt. So verschickte der Pfarrer mit seinem Osterbrief eine Anleitung zu einer kleinen Liturgie daheim. Am Ostersonntag, als um zehn Uhr morgens die Glocken läuteten, konnten die Gemeindemitglieder daheim eine Kerze anzünden, die im Brief mitgeschickten Bibelworte lesen, das Unser-Vater beten, ein Brot brechen und Wein trinken. Die Osterkerze brannte derweil allein in der Kirche, dazu spielte die Organistin Ostermusik. Wer will, kann das online nachhören. rig



Ein Osterbaum von Kindern geschmückt

Täglich gibt es in Trin neu einen theologischen Impuls, ein Gedicht, eine Kurzgeschichte und eine Kurzpredigt auf der kircheneigenen website. Um den Menschen den Besuch zur Kirche über die Ostertage zu ersetzen, hatte Pfarrerin Anja Felix eines Tages die Idee vom gemeinsam geschmückten Osterbaum. Kinder bringen eine Osterdekoration selbst am Osterbaum vor der Kirche an. Wer daran vorbeigeht, betrachtet, was andere gemacht haben. Bunte selbst bemalte Ostereier, Papierhasen und farbige Stoffbänder. «Auch so sind wir in Gedanken miteinander verbunden.» Vorausschauend auf die bald zurückkehrende Normalität, basteln Primarschulkinder daheim an einem Drachen. «Im Sommer lassen wir dann gemeinsam die Drachen steigen und erinnern uns an die Zeit, in der das nicht möglich war.» rig



Bildungsparcours in der Kirche

In der Dorfkirche in Fideris sind derzeit fünf verschiedene Stationen eingerichtet. Es gibt eine für Kinder mit Hörgeschichten und Rätselheften. In der Bastelecke liegen Anleitungen für Schmetterlinge und die Kirchendekoration für die Zeit bis Pfingsten. An der Gebetswand können Besucher Anliegen deponieren und an der Station «Brot für alle» ein Samentäschli und aktuelle Information über die Kampagne beziehen. Dem Wort ist eine fünfte Station gewidmet. Hier liegen Bibellestipps und «Atempausen», Textimpulse zum Nachdenken, auf. Wie andersorts läuten auch in Fideris sonntags die Glocken trotz fehlenden gemeinsamen Gottesdienstes. Pfarrerin Elisabeth Anderfuhren sitzt wie gewohnt sonntags an der Orgel. «Ich habe gemerkt, dass sie Menschen es schätzen, wenn Musik aus der Kirche ertönt», sagt sie. rig



Und täglich grüsst das Alphorn neu

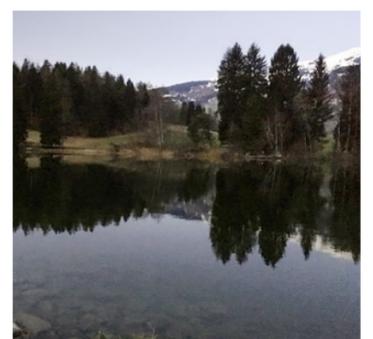
«Was würde mir gut tun?», fragte sich Daniel Hanselmann, Pfarrer in Sagogn, nachdem der Bundesrat Massnahmen zur Eindämmung des Coronavirus ausgesprochen und das Versammlungsverbot verhängt hatte. Musik war seine Antwort. Seither ertönt in Sagogn zweimal täglich der Segen für alle aus der Kirche. Morgens um elf, ergänzt mit Morgenliedern aus dem Kirchengesangsbuch, und abends um sechs. Gespielt vom Pfarrer auf seinem Alphorn. Der abendliche «Gruss in die Nacht», sagt Daniel Hanselmann, «kam auch schon mal in Form eines Blues daher, weil ich gerade den Blues hatte.» Spielt der Pfarrer den Segen, steht die Kirchentür weit offen. Im Hintergrund brennt eine Kerze. Die täglichen Segnungen sind inspiriert von der klösterlichen Tradition der Morgen- und Abendandachten und auch auf Facebook zu finden. rig



Eine ökumenische Osterzeitung für alle

Während der Online-Pastoralkonferenz des Kolloquiums Nid dem Wald entstand die Idee: Lasst uns doch gemeinsam eine Zeitung zu Ostern für unsere Gemeindemitglieder machen und auf diese Weise Ermutigendes und Schönes in die Haushalte der Menschen am Heinzenberg und im Domleschg liefern. Was zunächst Idee der reformierten Pfarrpersonen war, begeisterte auch die katholischen Kollegen. Innerhalb kurzer Zeit entstand ein ökumenisches Projekt. Jede und jeder schickte einen Beitrag. Das 60 Seiten starke A4-Büchlein beinhaltet Texte unter anderem über das Hohe Lied der Liebe, Bilder von Kindern, Statements von Konfirmanden, Gottesdienstabläufe für zu Hause, ein Comic zu Ostern, Betrachtungen des Priesters zu Covid-19 und mehr. cb

www.kolloquium-nid-dem-wald.ch



Sich besinnen bei der Meditation in der Natur

Jeden Morgen um sechs sitzt Pfarrerin Suzanna Hulstkamp am Ufer eines Bergsees. «Die Eingebung hatte ich in der Nacht», sagt die Spitalseelsorgerin der psychiatrischen Kliniken Beverin und Waldhaus. «Wir alle sind mit allem verbunden.» Mit ihrer persönlichen Morgenmeditation will sie der Welt in geistiger Verbundenheit präsent sein. «An einem Ort, der uns die Stille, die Ruhe und die Schöpfung so wunderbar sichtbar macht.» Daran teilhaben können alle Menschen im Geist, mit einer eigenen Meditation, an einem selbst gewählten Ort. Suzanna Hulstkamp rät: «Suche einen Raum der Würde zu halten, im Gebet für alles, was in diesem Wandel vergehen und neu wird.» Täglich fotografiert sie den selben Ort zur selben Zeit, als Dokumentation dafür, dass nichts im Leben so bleibt, wie es einmal war. rig

DOSSIER: 75 Jahre danach

«Werden Sie die Zeitzeugen, die wir nicht mehr lange sein können!»



«Das Unvorstellbare beschreiben»: Margot Friedlander in ihrer Wohnung in Berlin.

Foto: Dominik Butzmann

Margot Friedlander (98) erzählt unermüdlich ihre Geschichte. «Denn nur wer weiss, was geschehen ist, kann auch verhindern, dass es wieder passiert.» Die Jüdin war 21 Jahre alt, als sie in Berlin untertauchen musste, um der Verfolgung durch die Nationalsozialisten zu entgehen. Während 14 Monaten lebte sie im Untergrund. Ein Jahr vor Kriegsende wurde sie ins Konzentrationslager Theresienstadt deportiert, das vor 75 Jahren, am 5. Mai 1945, befreit wurde. Nachdem sie 1946 mit ihrem Mann nach New York emigriert war, kehrte sie 2003 zum ersten Mal nach Berlin zurück, wo sie nun seit zehn Jahren lebt. In ihrer Wohnung erzählt sie von den Schrecken der Nazizeit und dem Glück, in der Heimat wieder zu Hause zu sein. Und sie sagt, dass in jedem Menschen etwas Gutes steckt. «Man muss es nur herausholen.»

M

argot Friedlander zieht eine Mappe aus dem mit Büchern, Ordnern und Karten überfüllten Regal, lose Papiere fallen auf den Boden. Sie klappt vorsichtig den Deckel auf, fährt mit den Fingerkuppen der rechten Hand über das gestärkte Papier. Eine Geste, die Ehrfurcht, Stolz und Staunen verrät.

«In Anerkennung der um Volk und Staat erworbenen besonderen Verdienste verleihe ich Frau Margot Friedlander, Berlin, das Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland.» Die von Christian Wulff, dem damaligen Bundespräsidenten, unterschriebene Urkunde ist mit dem 9. November 2011 datiert.

Der 9. November ist verbunden mit der Pogromnacht von 1938 und dem dunkelsten Kapitel der deutschen Geschichte: die Ermordung von sechs Millionen Jüdinnen und Juden. Mordend und plündernd zogen die Nationalsozialisten durch die Strassen. Die systematische Diskriminierung der jüdischen Bevölkerung war endgültig in gewaltsame Verfolgung umgeschlagen.

Friedlander war damals gerade 17 Jahre alt geworden. Ihr vier Jah-

re jüngerer Bruder Ralph hätte am 12. November 1938 seine Bar-Mizwa feiern sollen. Doch nun lief sie durch den Berliner Bezirk Charlottenburg, wo sie wohnte, an SA-Männern und Schaulustigen vorbei, in der Nase einen beissenden Brandgeruch. «Das Knirschen des Glases unter meinen Schuhen schien mir unendlich laut», schreibt sie in ihrem 2008 veröffentlichten Buch.

Mit den Fensterscheiben der jüdischen Geschäfte und Synagogen ging für Margot Friedlander auch die Gewissheit zu Bruch, Deutschland sei doch ein zivilisiertes Land. Spätestens jetzt war klar, dass Adolf Hitler nicht verschwinden würde. «Wir mussten verschwinden.»

Ihr Vater verliess Berlin im April 1939, ein halbes Jahr vor Kriegsausbruch, nachdem er als Besitzer eines Knopfgeschäfts enteignet worden war. Er hoffte, in Belgien in Sicherheit zu sein. 1935 hatten sich die Eltern getrennt. Der Vater starb 1942 in einem Vernichtungslager.

Die Nachricht der Mutter

Es war am Morgen des 20. Januar 1943, als Friedlander von der Nachtschicht in einem Industriewerk, wo sie als 21-Jährige Zwangsarbeit verrichten musste, nach Hause kam. Noch am Abend sollte sie mit ihrem Bruder und ihrer Mutter Berlin verlassen. Vor der Wohnung stand ein Mann in Gestapo-Uniform.

Friedlander schlich sich vorbei und klingelte bei einer Nachbarin eine Etage höher. Dort erfuhr sie, was in der Nacht geschehen war. Der Bruder und zwei Verwandte, die sich in der Wohnung aufgehalten hatten, waren verhaftet worden. Die Mutter fand die Wohnung ver-

siegelt, ihr 17-jähriger Sohn war weg. Offensichtlich war dieser letzter Fluchtversuch der Familie verraten worden. Bereits 1938 war der Mutter und den beiden Kindern die Ausreisemisslungen, weil die USA die Visa verweigert hatten.

Weil sie den Sohn nicht im Stich lassen wollte, stellte sich die Mutter freiwillig. Der Tochter hinterliess sie eine Bernsteinkette, ein Adressheft mit möglichen Verstecken und einen Satz: «Versuche, dein Leben zu machen.» Später sollte Friedlander erfahren, dass Mutter und Sohn auseinandergerissen wurden, kaum hatten sie sich gefunden. Beide starben in Auschwitz.

Als Margot Friedlander den Tag schildert, an dem sie die Mutter und den Bruder verlor, stockt ihre Stimme. Ihr Blick, der zuvor das Gegenüber immer mit freundlicher Aufmerksamkeit fixiert hatte, schweift ab und sucht irgendwo in der Berliner Dachlandschaft Halt, die an diesem erstaunlich milden Februartag hinter der halb offenen Balkontür liegt. Lily, die schwarze Katze, erhebt sich vom Bett, das in der anderen Ecke der geräumigen Einzimmerwohnung steht. Sie streckt sich, streicht durch die helle Altersresidenz auf den kleinen Balkon.

Vom Verlust der Mutter und des Bruders hat Friedlander schon hundertfach erzählt. Vor Schulklassen, in Hörbüchern, an Vorträgen, in Radiointerviews. Doch eine Routine stellt sich nicht ein, wenn schmerzhaft Erinnerungen wiederkehren.

Friedlander erzählt nun fragend, ein wenig sprunghaft auch. «Hat meine Mutter Ralph noch drücken können? Was war das für ein Abschied?» Unzählige Familien wur-

den so auseinandergerissen. «Plötzlich waren sie keine Familien mehr.»

Immer neu nach Worten tastend, versucht Friedlander, «das Unvorstellbare» zu beschreiben. Die Erinnerungsarbeit ist ihre Lebensaufgabe. «Sonst vergisst sich das doch alles wieder schnell», sagt sie ganz ohne Pathos und ohne Vorwurf in der Stimme. Den Jugendlichen ruft die 98-Jährige jeweils zu: «Werden Sie die Zeitzeugen, die wir nicht mehr lange sein können!» Wenn ihnen ihre Freiheit lieb sei, müssten sie die Erinnerung an die Verbrechen in der Zeit des Nationalsozialismus wachhalten. «Denn nur wer weiss, was geschehen ist, kann auch verhindern, dass es wieder passiert.»

Friedlander spricht die Schülerinnen und Schüler nie als Nachfahren von Tätern an. Auch von ihren Freundinnen und Freunden in Berlin will sie nicht wissen, ob deren Väter oder Grossväter an der Schoah beteiligt waren. Sie reiche allen «die Hand als Menschen». Ohnehin stecke in jedem Menschen etwas Gutes, sagt sie. «Man muss nur das Gute aus ihnen herausholen, nicht das Schlechte.» Friedlander betreibt keine Vergangenheitsbewältigung, sie hofft vielmehr, die Wiederkehr des Unvorstellbaren zu verhindern.

Sie weiss, dass sie zuweilen auch auf taube Ohren stösst. Mit der Gelassenheit des Alters und dem Anflug ihres verschmitzten, irgendwie menschenfreundlichen Lächelns, das von ihr vielleicht am stärksten in Erinnerung bleibt, sagt sie: «Lassen sich drei von 100 Leuten im Publikum von meiner Geschichte berühren, habe ich viel erreicht.»

Die Bomben der Befreier

Nachdem sie Mutter und Bruder verloren hatte, tauchte Friedlander unter. Die ersten Kontakte standen noch im Adressbuch der Mutter, dann folgte sie den Hinweisen ihrer Helfer, zwischendurch übernachtete sie auf einer Parkbank. Lange konnte sie in ihren Verstecken nie bleiben. «Ich lebte für den Augenblick, die nächsten Stunden.» Jeder

Abschied war ein Abschied für immer. Einmal musste sie überstürzt weg, damit ihre Notlage nicht ausgenutzt werden konnte.

Aus Angst, ihr Aussehen könnte sie verraten, liess sich Friedlander die Nase operieren, färbte ihre Haare. Draussen trug sie stets ein Kreuz an einer schmalen Kordel aus Garn um den Hals, das sie von einem Helfer geschenkt bekommen hatte. «Es schützte mich wie ein Talisman.»

Warum man ihr half, wusste sie nicht. Ohnehin durfte sie nicht zu viel wissen. Denn Wissen war gefährlich. Die Namen der Helfer und Helferinnen vergass sie am besten gleich wieder, um in einem möglichen Verhör niemanden zu gefährden. Während der Fliegerangriffe konnte sie nicht in die Schutzkeller. Das Risiko, entdeckt zu werden, war zu gross. Sie hockte in Hausengängen, als die Bomben der Befreier fielen.

Dann, an einem Frühlingstag im April 1944, wurde Friedlander von Greifern angesprochen. Das waren Juden, die im Dienst der Nazis nach anderen Juden suchten. Noch auf dem Weg zur Wache sagte Friedlander den Satz: «Ich bin jüdisch.»

Mit den drei Worten lieferte sie sich aus. Sie wurde in das Konzentrationslager Theresienstadt deportiert. Paradoxiertweise wirkte das Geständnis entlastend: «Aus dem Ich war wieder ein Wir geworden», schreibt Friedlander in ihren Erinnerungen. Sie wusste sich wieder vereint mit dem Schicksal der Familie und aller anderen Juden. Im Untergrund hatte sie sich schuldig gefühlt, weil sie nicht mit der Mutter und dem Bruder mitgegangen war.

Die «leise Hoffnung», die Familie wiederzusehen, trug Margot Friedlander lange Zeit mit sich. Sie erlosch, als in Theresienstadt die Züge aus Auschwitz ankamen. «Mit Menschen, die keine Menschen mehr waren.» Viele hatten den Transport nicht überlebt. Die Toten seien kaum von den Lebenden zu unterscheiden gewesen, sagt sie. «Da starb das letzte Stück der leisen Hoffnung.» Fried-

«Hat Mutter meinen Bruder noch drücken können? Was war das für ein Abschied?» Viele Familien wurden so auseinandergerissen. «Plötzlich waren sie keine Familien mehr.»



«So ein unbeschreibliches Leben»: Margot Friedlander über die Rückkehr nach Berlin.

Foto: Dominik Butzmann



«Gefühlssachen halt»: Margot Friedlander erzählt von ihrer Befreiung.

Foto: Dominik Butzmann

Jubel und Glockenklang kündeten vom Frieden

Der 8. Mai 1945 in der Schweiz: Der Sprecher von Radio Beromünster jubiliert, die Zeitungverkäufer rufen mit lauter Stimme: «Der Krieg ist aus!» Am lang ersehnten Tag, der zumindest Europa den Frieden brachte, war schulfrei. An vielen Ladentüren in Bern und Zürich hingen Schilder: «Wegen Frieden geschlossen». In anderen Läden fanden kleine Fahnen der Alliierten und solche mit Schweizerkreuz reissenden Absatz. Als am Abend in der ganzen Schweiz die Kirchenglocken läuteten und die Menschen zu den Festgottesdiensten strömten, schwenkten viele ihre Flaggen.

«Freunde trotz allem»

Eine Fahne war aber verhasst: die mit dem Hakenkreuz. Das deutsche Reisebüro in Zürichs Bahnhofstrasse war während des ganzen Krieges eine touristisch getarnte NS-Propagandazentrale gewesen. Hitler-Bilder und Hakenkreuze schmückten die Schaufenster. Nun schoben aufgebrachte Demonstranten die Rolläden hoch. Fensterglas ging zu Bruch. Den Schweizer Polizisten gelang es nicht, die mittlerweile 1000 Demonstranten aus-

einanderzutreiben. Deutschenhass war nun populär. Aber nicht beim Theologen Karl Barth, der als unerbitterlicher Kritiker der Nazis 1934 seinen Bonner Lehrstuhl verlassen musste. Er hatte den Hass der Zeitgenossen vorausgesehen und bereits im Januar 1945 in seinem Vortrag «Die Deutschen und wir» gemahnt: «Deutschland braucht nunmehr Freunde, Freunde, trotz allem!»

Insel oder volles Boot

Einen nachdenklichen Ton schlug am 16. Mai 1945 auch Max Wolff an, der Präsident der Zürcher Synode: «Zur Busse haben wir alle Ursache, ist doch unsere eigene Mitschuld an der Weltkatastrophe offenkundig.» Er spielte auf die hartherzige Zurückweisung jüdischer Menschen an der Schweizer Grenze an, die für die meisten den Tod in den Vernichtungslagern bedeutete. Durchgesetzt hatte sich eine andere Erinnerungskultur, die erst mit dem Bergier-Bericht ihre Gültigkeit verlor: die verschonte Schweiz, die zur Friedensinsel der «Bedrohten und Geschlagenen» wurde, wie es im Jahressrückblick der «Filmwochschau» hiess. Dort war auch zu hören, dass die Schweiz für viele Flüchtlinge das «Rettingsboot im Sturm» geworden sei. Die Metapher vom vollen Boot, die Bundesrat Eduard von Steiger 1942 nach der Grenzschiessung in seiner Rede vor 6000 Mitgliedern der Jungen Kirche in Zürich-Oerlikon gebrauchte, wurde so wenige Monate nach Kriegsende ins Gegenteil verkehrt. bu

lander hält inne und verbirgt das Gesicht in ihren Händen. Stille. Damals war sie sich sicher: Solche Grausamkeiten konnten der Bruder und die Mutter nicht überlebt haben.

«Der Osten» hatte ein Gesicht bekommen. Bisher war er eine Vermutung gewesen. Bereits nach der Verhaftung in Berlin und später in Theresienstadt versuchten alle zu verhindern, auf Züge in den Osten verladen zu werden. Vom wahren Schrecken erfuhren sie erst jetzt.

Als die Schweizer kamen

Am 5. Mai 1945 übergaben die Deutschen Theresienstadt dem Internationalen Komitee des Roten Kreuzes. Oder wie Margot Friedlander sagt: «Dann kamen die Schweizer.» Statt der Hakenkreuzflagge flatterte das Rote Kreuz auf weissem Grund im Wind. Drei Tage später übernahmen die Russen das Kommando.

«In Theresienstadt wollten die Nazis etwas inszenieren, das es nie gab.» Die Propaganda versuchte, den Schein eines selbst verwalteten Ghettos aufrechtzuerhalten, und gewährte dem Roten Kreuz vereinzelt Zutritt. Nachdem die Armee der Sowjets das Lager befreit hatte, stand das Tor erstmals offen. Und Margot Friedlander staunte über das eigene Überleben.

Wirklich an die Befreiung glaubte sie erst, als die Deutschen ins Lager zurückkehrten. Aber diesmal nicht als Aufseher. Unter der Kontrolle der Russen taten sie das, was zuvor die Juden tun mussten: Strassen kehren, die Latrinen leeren. Ihr

erster Gedanke nach dem Abzug der Nazis: «Ja, es gibt einen Gott.» Auf das Zitat aus ihrem Buch angesprochen, zögert Friedlander keine Sekunde: Sie sei «immer gläubig gewesen, aber nicht fromm».

Dann sucht sie nach Worten, um zu beschreiben, wassie damit meint. Sie beginnt einen Satz, bricht ihn ab, nimmt einen neuen Anlauf. In Momenten wie jenem der Befreiung vor 75 Jahren verwende man Formulierungen, die man im normalen Leben nicht mehr brauche. «Gefühlsachen halt.» Es war «doch wirklich unvorstellbar», plötzlich ein freier Mensch zu sein. Hinaus auf die Strassen gehen zu können ohne Angst, erschossen zu werden. Den Lagerzaun entlang führen die Lastwagen der Roten Armee zur Siegesparade nach Prag. «Die Soldaten sahen so zerlumpt aus wie wir.»

In Theresienstadt traf sie Adolf Friedländer wieder, den sie noch vom jüdischen Kulturbund in Berlin kannte. Auch er hatte seine gesamte Familie verloren. Nur wenige Tage nach der Befreiung heiratete sie ihn. Der letzte im Lager verlebene Rabbiner traute das Paar.

1946 bestiegen Adolf und Margot Friedlander ein Schiff nach New York. Sie nahmen die amerikanische Staatsbürgerschaft an. Die deutschen Pünktchen auf dem «a» verschwanden aus ihrem Namen.

2003 kehrte Friedlander erstmals nach Berlin zurück, sechs Jahre nach dem Tod ihres Mannes. Sie folgte einer Einladung des Berliner Senats für «verfolgte und emigrierte Bür-

ger». Nicht viel erinnerte an ihre Stadt. Berlin hatte sich zweimal neu erfunden, als geteilte Stadt und im Bauboom nach der Wende.

Zehn unvorstellbare Jahre

In der Wohnung stehen viele Fotos von Empfängen, Ehrungen und Geburtstagen. Der Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier ist zu sehen. Am Tag vor dem Gespräch mit «reformiert» war Friedlander noch in der Oper, der «Rosenkavalier». Sie ist dankbar für ihr Beziehungsnetz. Dafür, «dass man mir zuhört». In Amerika habe ihre Vergangenheit niemanden interessiert. Ohnehin seien sie Europäer geblieben. Mindestens einmal im Jahr reisten sie nach Europa. Zu Verwandten

nach Italien, zu Freunden nach Zürich. «Die Schweiz liebten wir sehr.»

Nach Deutschland, in jenes Land, das seine Familie ausgelöscht hatte, wollte ihr Mann nie. Italiens Schuld hingegen und «was die Schweiz Unschönes getan hatte», interessierte ihn nicht. Als sie doch einmal drei Tage in München waren, sagte er nur: «Die schöne Stadt könnte auch in Italien sein.» Friedlander lacht. Und schweigt dann nachdenklich.

Manchmal tue es ihr «nachträglich ein bisschen leid», dass sie die Weigerung ihres Mannes, nach Berlin zurückzukehren, immer akzeptiert habe. «Hätte er dieses Berlin, in dem ich jetzt lebe, gesehen und gespürt, er hätte anders gedacht.» Und da taucht es unverhofft wieder auf,

das so oft gesagte Wort: «unvorstellbar». Doch jetzt hat es seinen Schrecken verloren. «Seit ich wieder in Berlin bin, habe ich zehn unvorstellbare Jahre verbracht.»

Friedlander freut die Anerkennung vom Staat. Glücklicherweise sind für ihr Erzählen. «Ich hätte nie gedacht, dass ich einmal ein so unbeschreibliches Leben führe.» Das Geschenk, in der Heimat wieder zu Hause zu sein, hätte sie gerne mit ihrem Mann geteilt. Vorsichtig legt sie die Urkunde zurück zwischen die Bücher. Felix Reich

Margot Friedlander mit Malin Schwerdtfeger: «Versuche, dein Leben zu machen». Als Jüdin versteckt in Berlin. Rowohlt 2008.

Dieser Krieg forderte 60 Millionen Todesopfer

Mit der bedingungslosen Kapitulation der deutschen Wehrmacht, die am 8. Mai 1945 in Kraft trat, ging in Europa ein verheerender Krieg zu Ende, den Deutschland am 1. September 1939 mit dem Überfall auf Polen begonnen hatte. Die Zahl der Todesopfer wird auf 60 Millionen geschätzt. Im pazifischen Raum dauerten die Kämpfe noch

bis im September an. Im August 1945 warfen die USA Atombomben über Hiroshima und Nagasaki ab. Einen Monat später kapitulierten das japanische Kaiserreich.

Sinnlos und vergeblich

1985 bezeichnete der damalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker in seiner Rede zum 40. Jahrestag der Kapitulation den 8. Mai als «Tag der Befreiung vom menschenverachtenden System der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft». Erstmals wurde in der Bundesrepublik die Kapitulation offiziell als Befreiung interpretiert. Die meisten Deutschen hätten geglaubt, «für die gute Sache des eigenen Landes zu kämpfen», sagte von Weiz-

säcker. Doch spätestens in der deutschen Niederlage habe sich gezeigt: «Das alles war nicht nur vergeblich und sinnlos, sondern es hatte den unmenschlichen Zielen einer verbrecherischen Führung gedient.»

Zu diesen unmenschlichen Zielen der Nationalsozialisten unter Adolf Hitler gehörte die Ermordung der jüdischen Bevölkerung. Rund sechs Millionen Jüdinnen und Juden wurden in den Lagern umgebracht. Darauf verwies auch von Weizsäcker: Am Anfang der Gewaltherrschaft stand Hitlers «abgrundtiefer Hass gegen unsere jüdischen Mitmenschen». Seinen Hass habe der Diktator nie verschwiegen, «sondern das ganze Volk zum Werkzeug dieses Hasses gemacht». bu

Im KZ war Albert Mülli nur noch Nr. 29331



KZ-Gedenkstätte Dachau: Klaus Schultz erzählt den Jugendlichen Verstörendes.

Foto: Sebastian Artl

Für die Abschlussklassen der Sekundarstufe Affeltrangen TG soll das System der Konzentrationslager nicht bloss ein Kapitel im Geschichtsbuch bleiben. Die Schülerinnen und Schüler schreiten durch das Tor des ehemaligen KZ Dachau und bekommen einen Eindruck von den geschichtlichen Abgründen des 20. Jahrhunderts. Auch 53 Schweizer wurden an diese Stätte des sadistischen Nazi-Terrors verschleppt.

G

laubt es!», telegraphierte die Kriegsphotografin Lee Miller an die New Yorker Redaktion der «Vogue», um ihre Fotoreportage aus dem KZ Dachau anzukündigen. Der Horror, den sie am 30. April 1945, einen Tag nach der Befreiung des Konzentrationslagers, fotografierte, überstieg die Vorstellungskraft der Menschen in den vom Krieg verschonten USA. Lee Miller drückte auf den Auslöser, als Häftlinge ihre toten Leidensgenossen, mehr Skelett als menschliche Körper, auf einen Lastwagen stapelten. Sie dokumentierte die Sex-Zwangsarbeiterinnen des KZ-Bordells ebenso wie die Leiche eines SS-Mannes im Wassergraben, den US-Soldaten, von der angetroffenen Grausamkeit überwältigt, in Rachejustiz hingerichtet hatten.

Schüler im Schreckensreich

Ende Februar 2020, somit knapp 75 Jahre nach Kriegsende, versammeln sich drei Abschlussklassen der Sekundarschule Affeltrangen TG morgens um 6 Uhr, besteigen den Bus und erreichen nach vier Stunden Fahrt die KZ-Gedenkstätte Dachau bei München. Sie gehen durch das Lagertor mit der zynischen Aufschrift «Arbeit macht frei», durch das zwischen März 1933 und April 1945 insgesamt 200 000 Menschen geschritten sind. Mehr als 40 000 von ihnen sind nie mehr aus dem Lager zurück in die Freiheit gelangt. Viele von ihnen wurden im Krematorium verbrannt.

In den Apriltagen 1945, als der Kriegslärm täglich lauter zu hören war, fehlte das Holz, um das Krematorium zu betreiben. So wurden die Leichen, wie Klaus Schultz in seinem weichen bayrischen Dialekt erzählt, zu Hunderten vor der Anlage deponiert. Schultz ist Diakon der Evangelischen Versöhnungskirche auf dem KZ-Gelände. Mit seiner rundlichen Figur und seinem dichten Schnauz strahlt er Ruhe aus. Indes schwingt bei ihm auch nach 23 Berufsjahren als Erklärer der Schrecken des KZ-Systems immer noch Betroffenheit mit. Ganz so, als würde er zum ersten Mal Sätze aussprechen wie: «Ich versuche euch nun von einem Ort zu erzählen, von dem man eigentlich nicht erzählen kann, weil das, was hier geschehen ist, unvorstellbar ist.»

Eine Notlüge rettet Naor

Es ist mucksmäuschenstill, während Klaus Schultz vor dem Krematorium vom Tag der Befreiung erzählt. Viele der befreiten KZ-Insassen seien noch Tage und Wochen danach gestorben. Denn Hunger, aussehende Zwangsarbeit und Krankheiten wie Typhus liessen viele der ausgemergelten Gestalten nicht mehr auf die Beine kommen.

Auch nach 23 Jahren Erinnerungsarbeit und Tausenden von Schülern, die er in dieser Zeit durchs Lager geführt hat, bleibt Klaus Schultz davor bewahrt, im Leierton die immer gleichen Geschichten zu erzählen. Denn er will berühren, will die Jugendlichen mit konkreten Schicksalen konfrontieren, die sich mit den Erfahrungen der jungen Leute verbinden lassen.

So erzählt er zum Beispiel von dem jungen Litauer Abba Naor. «Der war in eurem Alter», sagt Schultz. 14 Jahre alt sei er gewesen, als er diesen Ort des Terrors betrat. Lebensrettend für Naor war eine Notlüge. Statt sein wahres Alter anzugeben, das ihn als «arbeitsunfähig» auf einen Transport in ein Vernich-

tungslager gebracht hätte, rettete er sein Leben, indem er sich als 16-Jähriger ausgab.

Ein Schweizer Schicksal

Wenn sich eine Schülergruppe anmeldet, konsultiert Schultz jeweils das Register der Dachau-Häftlinge. 53 Schweizer hat er gefunden. 53 Menschen, die in dem Konzentrationslager inhaftiert waren, in drangvoller Enge hungerten, verprügelt wurden und von Schwerarbeit gezeichnet auf ihre Entlassung warteten. «1942 ist da ein Schweizer namens Albert Mülli eingetragen», so Schultz. «Leider weiss ich nicht, ob er überlebt hat.»

Im Buch «Schweizer KZ-Häftlinge»* wird das Schicksal des 22-jährigen arbeitslosen Sozialdemokraten Albert Mülli nachgezeichnet. Unwissend reiste er 1938 mit einem Kurierauftrag nach Wien. In dem von ihm transportierten Koffer fand die Gestapo kommunistische Propaganda. Er wurde zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt und kam 1942 nach Haftablauf nach Dachau.

Die Proteste der Schweizer Gesundheitschaft fielen lau aus. Der Verdacht, es mit einem Kommunisten zu tun zu haben, liess jedes diplomatische Eingreifen erlahmen und brachte nach dem Krieg die politische Polizei in der Schweiz auf den Plan. Sie bespitzelte Mülli, wenn er von Dachau berichtete. In seiner Fichenakte, die bis in die 1960er-Jahre geführt wurde, erzählte Mülli das Gleiche, was auch Klaus Schultz den Schülern erklärt: Wie er beim Eintreten ins KZ mit Fusstritten und Ohrfeigen empfangen wurde, wie sein ganzer Körper rasiert wurde, wie er mit Entlausungsmittel desinfiziert und schliesslich in die blaue Zebrastrafe gesteckt wurde. «Von Anfang an beraubte man die Häftlinge ihrer Würde. Mit dem Eintritt ins KZ hat jeder seinen Namen verloren und wurde nur mit einer Nummer aufgerufen», berichtet Klaus Schultz.

Albert Mülli hatte die Nummer 29331 und als politischer Gefangener einen roten Winkel aufgenäht. «Was denkt ihr, was sonst noch für Gruppen von Gefangenen nach Dachau kamen?», fragt Schultz. Juden, lautet die Antwort der Schüler. Homosexuelle werden noch genannt, und Schultz ergänzt die Liste der von den Nazis Verfolgten: Pfarrer, Bibelforscher, Sinti und Roma, weiter sogenannte Asoziale und Kriegsgefangene aus ganz Europa. Für jede Kategorie der Insassen gab es ein Symbol. Alle wurden nummeriert. Akribische Ordnung herrschte in diesem 18 Hektaren grossen Reich des Schreckens.

Über dem Appellplatz weht ein kalter Wind. Schultz erzählt, wie er vor drei Jahren an einem eisigen Februartag mit Abba Naor über den Platz ging und der Holocaust-Überlebende, eingehüllt in warme Winterkleider, sagte: «Ich kann mir nicht vorstellen, wie ich damals diese Kälte ausgehalten habe.»

Der Hüter der Zeugnisse

Nebst Abba Naor hat Schultz viele andere Überlebende getroffen. Er ist ein «Zeuge der Zeugen». Denn nur wenige ehemalige Lagerinsassen leben noch und können von ihren Erlebnissen berichten. Schultz trägt ihr Zeugnis weiter. Er erzählt von den Schrecknissen, die sich auf dem Appellplatz zugetragen haben, wenn abends nach dem Zählappell der SS-Mann in bürokratischer Akribie die Zahl der Toten unter der Rubrik «Abgänge» notierte.

Vor allem gegen Ende des Krieges war das Sterben allgegenwärtig. Je mehr Polen, Russen und Juden ins Lager kamen, desto brutaler wurden die Fantasien der SS-Männer, um die Entmenschlichung voranzutreiben. Ein Lagerinsasse notierte später: «Selbst eine tote Katze auf der Strasse hätte wahrscheinlich mehr Mitgefühl ausgelöst als die Menschen, die auf dem KZ-Gelände am Sterben waren.»

Gestorben wurde auf viele Arten. Mit gebundenen Händen wurden Insassen an ein Seil gehängt. Stundenlang hingen sie in der Luft, überspannte sich ihr Körper, auf den die SS-Schergen eindroschen. Auch in der Krankenabteilung ging der Tod um, wo Menschen Unterkühlungsversuchen ausgesetzt, mit Malaria infiziert oder in der Druckkammer zu Tode gequält wurden.

Freiwillige Folterknechte

In die aufgewählten Gesichter der Schüler hinein sagt Schultz: «Die SS-Leute haben das freiwillig gemacht. Es ist eine Schutzbehauptung, dass sie dies unter Zwang tun mussten.» Ein Schüler fragt später im Bus auf der Heimfahrt: «Was die SS-Männer wohl zu Hause ihren Familien erzählt haben?» Ein anderer ist sich sicher: «Das kann sich in Europa nicht wiederholen.» Bald wollen sich die Jugendlichen von den Erlebnissen des Besuchs in der KZ-Gedenkstätte ablenken. Es wird gegamt, geschattet und geplaudert nach diesem verstörenden Tag.

Auch die Fotografin Lee Miller schien sich am Abend des 30. April 1945 mit einer künstlerisch inszenierten Performance Blut und Dreck vom KZ Dachau buchstäblich abwaschen zu wollen. Sie legte sich in der Münchner Wohnung von Adolf Hitler in dessen Badewanne und liess sich nackt von ihrem Kollegen fotografieren. Eine coole Pose, doch Alkoholismus und Depressionen sollten sie ihr weiteres Leben begleiten – nicht zuletzt auch wegen ihrer Kriegerlebnisse.

Den einstigen Häftling Alfred Mülli verfolgte das KZ ebenso bis zu seinem Tod 1997. Als Demenzkranker rief er immer wieder, als würde er zum Appell antreten, im zackigen Ton seine KZ-Nummer: «29331!» **Delf Bucher**

*B. Spörrli, R. Staubli, B. Tuchschmid: Schweizer KZ-Häftlinge. NZZ Libro, 2019, 320 Seiten, Fr. 48.–.

Damit die Botschaft besser ankommt

Online Gottesdienste auf Online-Portalen gehören in Zeiten der Corona-Pandemie zum Alternativangebot der Kirchen. Das kann ein Mehrwert für die Kirche sein, wenn ein paar Grundregeln dazu beachtet werden.

Die Kamera im Rücken, schreitet eine Pfarrerin im Talar zwischen den leeren Kirchenbänken zur Kanzel. Schnitt. Musik ertönt und die spielenden Hände der Organistin sind im Bild. Schnitt. Erneut die Pfarrerin, die jetzt auf der Kanzel steht. Sie hält einen Monolog, die Predigt. In manchen Beiträgen lockert ein Blumengesteck, ein Kirchenfenster oder ein auf dem Boden arrangierter Steinkreis die Szene auf.

So und ähnlich sehen die Filmaufnahmen von Gottesdiensten ohne Kirchenbesucher aus. Sie sind derzeit auf vielen Webseiten von Kirchengemeinden oder auf Videoportalen

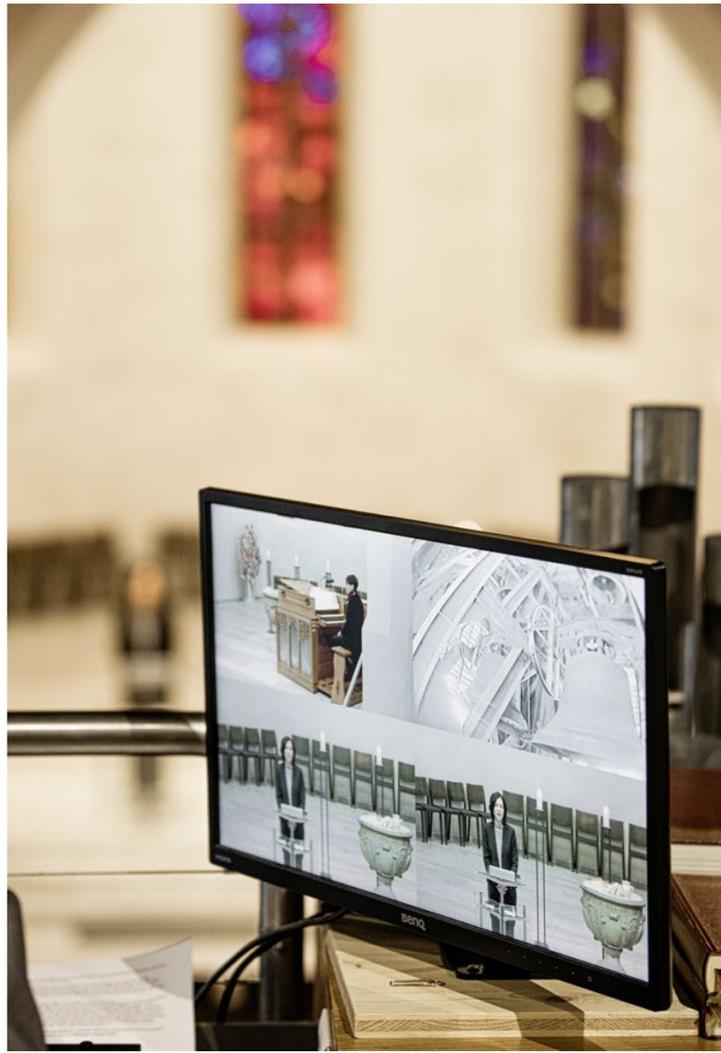
«Ein Video ist kein Gottesdienst. Das hat auch Vorteile.»

Felix Benesch
Drehbuchautor und Regisseur

wie Youtube zu finden. Sie sollen Ersatz sein für die gemeinsamen sonntäglichen Feiern in den Kirchen, welche in Zeiten der Corona-Pandemie verboten sind.

Das Zuhören fokussieren

Doch den Mehrwert von Livestream-Gottesdiensten betrachtet der Theologe Beat Büchi kritisch. Das hat mit den Möglichkeiten und Grenzen des Mediums zu tun. Beat Büchi, Doktorand an der Universität Basel, befasst sich mit Fragen der reformierten Liturgie, also den Formen des traditionellen Gottesdienstes. Im Gottesdienst trete man als Gemeinde vor Gott. Büchi stellt sich grundsätzlich die Frage, ob Film als Medium geeignet ist, einen Gottesdienst zu vollziehen. Und ob dieses Vor-Gott-Treten bildlich überhaupt vollzogen werden könne.



Jede Kameraeinstellung sollte Teil der Geschichte sein.

Foto: Désirée Good

«Oft stört mich bei Online-Gottesdiensten die Kameraführung. Der Kirchenraum mutiert teilweise zum Hintergrundbild einer sich mir zu nah in die Kamera aufdrängenden Pfarrperson.» Auch bei einem Gebet die betende Person in Nahaufnahme und mit Blickkontakt zu zeigen, schaffe den Charakter des Gebets ab. «Im Gebet spricht nicht die Pfarrperson zu mir, sondern sie betet laut im Namen der Gemeinde zu Gott.»

Büchi empfiehlt, für die Übertragung von Gottesdiensten, sich eher auf die Hörerfahrung zu beschränken und zum Beispiel Podcasts mit kurzen Predigtimpulsen aufzuschalten. Ein Blick in den Kanton Graubünden zeigt, dass einige Gemeinden das auch bereits tun. Neben «3x3-Minuten-Predigten», werden österliche Podcasts, aber eben auch hin und wieder dreiviertelstündige Livestream-Gottesdienste übertragen. Die Besucherzahlen auf den Ge-

meindeseiten und Online-Portalen zeigen, dass die virtuellen Gottesdienste ein Publikum haben. «Ich schaue mir alle Übertragungen an und bin froh, dass wir wenigstens das haben», sagt eine Rentnerin aus dem Oberengadin.

Homestory mit Pfarrer

Für den Bündner Drehbuchautor und Theaterregisseur Felix Benesch ist die aktuelle Situation eine Chance auch filmisch, Kirchenferne oder Junge anzusprechen. «Mit ein wenig Kreativität könnten die Botschaften der Kirche anders und vielleicht sogar noch eindringlicher verbreitet werden», sagt er auf Anfrage und gibt gleich ein paar Tipps. Filmisches Erzählen brauche immer eine Dramaturgie. Konkret könnte das heissen, das Setting an ein Flussufer, in den Supermarkt zu verlegen oder eine Homestory mit dem Pfarrer zu drehen. Auch ein eingeleitetes Kirchenfenster etwa oder ein Kerzenlicht sollte stets in Verbindung mit dem Inhalt der erzählten Geschichte stehen.

Zweidimensionales Medium

Man müsse sich bewusst machen, was mit Film oder Video möglich sei. Film ist im Gegensatz zur wirklichen Erfahrung ein zweidimensionales Medium. Dementsprechend sind Geschichten anders zu erzählen. Indem man beispielsweise andere Orte aufsucht, andere Menschen einbindet. «Im Idealfall gelingt es, einen Mehrwert aus der Situation zu ziehen», sagt der St. Moritzer. «Ein Video ist kein Gottesdienst.» Viele Kulturschaffende seien an Religion interessiert. Er rät Kirchenvertretern konkret die Kooperation mit Kulturschaffenden zu suchen und sich das nötige Wissen zu holen.

Auch Beat Büchi sieht in der gegenwärtigen Situation der Kirche, die sich stark online bewegt eine Chance. «Sie verstärkt die Fragen nach dem Wesen der Kirche und vor allem auch nach dem Wesen von Gottesdienstfeiern. Das kann nur positiv sein.» Rita Gianelli

Kirche online

Ideen und Alternativangebote aufgrund des Versammlungsverbots publiziert die Bündner Landeskirche auf ihrer Website unter der stets aktuellen Rubrik «Trotz Corona – Ideen für Kirchengemeinden». Die Fachstelle Gemeindeentwicklung berät ebenfalls.

www.gr-ref.ch

Kindermund



Was ist mehr wert: ein Kind, eine Kuh oder ein Bild?

Von Tim Krohn

Seit Corona fahren kaum noch Autos durch die Val Müstair, es ist ganz, als hätten wir endlich die lang umkämpfte Umfahrung. Bigna spielt nun oft auf der Strasse, am liebsten vor unserem Haus. Es ist eine der engsten Stellen, mehr als ein Auto hat nicht Platz, Fussgängerweg gibt es keinen. Um an Bigna vorbeizukommen, musste der Fahrer jeweils ganz schön zirkeln, sie presste sich an die Hauswand und rief: «Zwei Meter Abstand, Dummkopf.»

Am Nachmittag kam sie mit Strassenkreide wieder, setzte sich mitten auf die Fahrbahn und begann zu malen. Es dauerte ziemlich lange, bis ein Auto kam, dummerweise war es Bertram, einer unserer Polizisten. Er stieg aus und betrachtete ihr Werk, dann erklärte er: «Das sind zwar sehr schöne Osterhasen, trotzdem ist es keine gute Idee, auf der Strasse zu malen. Hier fahren Autos.» «Das sind keine Hasen, sondern Kühe», erklärte Bigna gereizt, «das ist ein Alpaufzug. Und zum Alpaufzug müssen die Autos warten. Das ist auch in echt so.»

Mittlerweile hatte sich eine kleine Kolonne gebildet. «Trotzdem muss ich dich bitten, jetzt zur Seite zu gehen.» Bertram trug schon mal das Kübelchen mit der Kreide von der Strasse. «Willst du, dass sie die Kühe überfahren?», fragte Bigna und wollte weitermalen. Doch Bertram hob sie kurzerhand hoch und trug sie von der Fahrbahn. Bigna zappelte und wehrte sich. «Mörder», schrie sie, «zwei Meter Abstand, jeder hält zwei Meter Abstand!»

Ich hatte von der Treppe aus zugehört, kam herunter und nahm ihm das Kind ab. Entschuldigung sagte er: «Ich wüsste auch gern, welcher Idiot dafür verantwortlich ist, dass der Bau der Umfahrung von Jahr zu Jahr verschoben wird. Für die Kinder hier ist Corona tatsächlich ein Segen. Trotzdem muss ich meine Pflicht tun.» Ich trug Bigna die Treppe hoch, und wir sahen zu, wie Bertram den Verkehr regelte und den kleinen Stau auflöste. Bigna klagte: «Er hätte mich nicht anfassen dürfen, oder?» «Nein, aber er hat es bestimmt nur gut gemeint.» Bald war die Strasse wieder leer. Bigna fragte: «Wie findest du meinen Alpaufzug?» Ich nickte. «Nicht schlecht, aber es fehlen noch die Hirten.»

Der in Graubünden lebende Autor Tim Krohn schreibt in seiner Kolumne allmonatlich über die Welt des Landmädchens Bigna. Illustration: Rahel Nicole Eisenring

Lebensfragen

Wie mit der ängstlichen Partnerin umgehen?

Meine Situation mit einer ängstlichen Partnerin ist schwierig. Sie macht sich Sorgen um fast alles. Das Coronavirus ist eine allgegenwärtige Bedrohung und bestimmt unseren Alltag. Sie kontrolliert mein Verhalten so stark, dass ich sie manchmal anschreie, weil ich es nicht mehr aushalte. Darüber bin ich selber erschrocken. Normalerweise bin ich ruhig und geduldig. Was soll ich tun?

Die Bedrohung durch das Coronavirus ist allgegenwärtig spürbar. Die Massnahmen des Bundes betreffen uns alle, und deren Folgen sind schwierig einschätzbar. Diese ungewisse Situation kann in uns Menschen Stress und Verunsicherung auslösen. Wenn Ihre Partnerin aufgrund ihrer Ängste mit einem Kontrollverhalten reagiert, ist das nachvollziehbar.

Angst ist ein wichtiges Signal, das uns vor realen Gefahren schützt. Ängste können sich aber auch selbstständigen und übermächtig werden. Da hilft ein Realitätscheck mit der Frage: Stimmt meine wahrgenommene Angst mit der realen Situation überein? Diese Selbstkontrolle lässt uns übersteigerte Ängste erkennen. Als Partner erleben Sie verschiedene Phasen. Die Einstiegsphase beginnt mit dem guten Vorsatz, unterstützend und geduldig zu Ihrer Part-

nerin zu sein. Gut zureden und Mut machen ist angesagt: «Wir halten uns an die Regeln von Händewaschen und Abstand halten. Wir schaffen das.» Wenn diese Zuwendung keine Wirkung zeigt und ihr kontrollierendes Verhalten zunimmt, wird es belastend für beide Seiten. Es kann zu Machtkämpfen kommen: «Diese Kontrollen lasse ich mir von dir nicht mehr bieten. Ich habe ein Recht auf Selbstbestimmung.» Wenn Sie in dieser Konfliktsituation schreien, zeigt das Ihre Hilflosigkeit und Ohnmacht.

Ich rate Ihnen, sich in einem ruhigen Moment mit Ihrer Partnerin hinzusetzen und ihr in die Augen zu schauen. Wenn möglich berühren Sie einander. Dann tauschen Sie im Gespräch Ihre Empfindungen aus. Wo wurden Grenzen überschritten und wer braucht welche Unterstützung? Was sind die

unterschiedlichen Bedürfnisse nach Sicherheit oder eben nach Freiraum? Fragen Sie die Partnerin, ob es ihr gelingt, die Ängste allein in den Griff zu bekommen. Wenn nicht, ermuntern Sie sie, professionelle Hilfe zu suchen.



Margareta Hofmann,
Paar- und Familientherapeutin,
Paarberatung Uster

Lebensfragen. Drei Fachleute beantworten Ihre Fragen zu Glauben und Theologie sowie zu Problemen in Partnerschaft, Familie und anderen Lebensbereichen: Anne-Marie Müller (Seelsorge), Margareta Hofmann (Partnerschaft und Sexualität) und Ralph Kunz (Theologie). Senden Sie Ihre Fragen an «reformiert.», Lebensfragen, Postfach, 8022 Zürich. Oder an lebensfragen@reformiert.info

Dichtung soll die Kluft von Gott und Welt überbrücken

Lyrik Friedrich Hölderlin studierte Theologie und wurde zum Priester der Poesie. Zwischen Pathos und Dunkelheit schwankend, feiert seine Lyrik eine Religiosität, die dogmatische Begriffe sprengt. Friedrich Hölderlins Sehnsucht nach einer ganzheitlichen Spiritualität ist erstaunlich zeitgemäss.

Die Lyrik von Friedrich Hölderlin, der vor 250 Jahren in Lauffen am Neckar geboren wurde, ist ein stetes Ringen um Freiheit. Als begeisterter Anhänger der Französischen Revolution hofft er auf neue politische Freiheiten. Dem durch die pietistische Mutter vorgezeichneten Pfarrberuf entzieht er sich, indem er sich als Hauslehrer verdingt.

Hinterlässt der Pietismus des Elternhauses im Frühwerk noch seine Spuren, beginnt sich Hölderlin im Studium mit der Philosophie der Aufklärung auseinanderzusetzen und wendet sich der antiken Literatur zu, die ihn vom Christentum, wie er es kennt, entfernt. Statt Pfarrer wird er Priester der Poesie.

Weil bei Hölderlin Form und Inhalt eins sind, orientiert er sich an der antiken Metrik. Das Gefäss ist freilich gefährdet, wenn er es mit deutschen Worten füllt. Risse bleiben Spuren seines Freiheitsdrangs.

Prometheus und Jesus

Weil sie an der Schnittstelle zwischen Mensch und Gott stehen, werden Halbgötter wie Dionysos, Herakles oder Prometheus wichtig. Als Vorbilder für den Dichter sollen sie die verschüttete Verbindung zwischen Mensch und Gott freilegen. Jesus stellt Hölderlin dabei ganz selbstverständlich in eine Reihe mit den Figuren aus der griechischen Mythologie: «O Christus! häng ich an dir, wiewohl Herakles' Bruder», dichtet er in «Der Einzige».

Überhaupt verwischen religiöse Grenzen. In seinem Fragment gebliebenen theoretischen Versuch über die Religion beschreibt Hölderlin, was heute vielleicht das Potenzial religiöser Toleranz genannt würde: In sich geschlossene Religionen fügen sich zum «harmonischen Ganzen von Vorstellungsarten» zusammen. Gott wäre dann die erfahrbare, nie in Definitionen aufgehende, unendliche Summe individueller Gottesbilder. Wie die Lyrik ist religiöse Sprache philosophisch, intellektuell, aber zugleich auch Rhythmus, Melodie, Gefühl.



Unerhört modern: Der Dichter Friedrich Hölderlin (1770–1843).

Foto: Keystone

Ihrem Wesen nach sei alle Religion Poesie, schreibt Hölderlin. Sie sprengt Begriffe, da sie sich der Eindeutigkeit entzieht. Sie lässt sich nur «nachbeten», wie Schriftsteller Martin Walser in einem Vortrag einmal sagte: «So, dass der Leser unmittelbar mitschwingt, wenn die Hölderlin-Sprache diese Wörter anstimmt.» Im Spätwerk, das Hölderlin nach der Entlassung aus der psychiatrischen

Zwangsbehandlung in der Phase ab 1807 im Turmzimmer des Tübinger Tischlers Ernst Zimmer schreibt, sind es oft die Worte Gott, Götter, göttlich und Himmel, himmlisch.

Hölderlin postuliert «die Vereinigung mehrerer zu einer Religion». Indem sie die Kluft zwischen Welt und Gott überbrückt, bekommt die Poesie eine spirituelle Funktion. Die Trennung zwischen Himmel als gött-

liche Sphäre und Erde als Ort des Menschen ist aufgehoben: «Alles ist Gott». In der Spur des Pantheismus ist die Natur göttlich beseelt. In ihr zeigt sich das Zerstörerische und die Vergänglichkeit ebenso wie die Spuren des Ewigen, Göttlichen.

Auseinandergefallene Welt

Dass die «grosse Vereinigung alles Getrennten», von der Hölderlin im Briefroman «Hyperion» schreibt, nur bruchstückhaft gelingen kann, ist das poetische Paradox. Der Erlösung wohnt das Scheitern inne, in der Eu-

«Das ist sogar das meiste. Das Nachbeten nämlich. Ich habe immer nichts lieber getan, als Hölderlin-Verse nachzubeten.»

Martin Walser
Schriftsteller

phorie droht der Absturz. Das Pathos der frühen Gedichte mag irritieren und der Zugang zur späteren Lyrik verdunkelt sein. Die Wahrnehmung der Welt in ihrer prekären Fragmentierung verleiht dem Werk des am 20. März 1770 geborenen Dichters jedoch eine unerhörte Modernität. Die Sehnsucht, dass eine vieldeutige Spiritualität, die Glaubenssätze vermeidet und die Natur beseelt, diese Brüche heilt, vielleicht ebenso. Felix Reich

Erstmals gemeinsame Botschaft

Kirchen Die Bündner Reformierten und Katholiken haben eine ökumenische Osterbotschaft verfasst.

Erstmals in ihrer Amtszeit hat die reformierte Pfarrein Cornelia Camichel Bromeis, zusammen mit ihrem katholischen Kollegen des Bistums Chur eine Osterbotschaft verfasst: «Es freut mich sehr, dass das möglich war», so die theologische Leiterin der Bündner Landeskirche. Der Generalvikar Andreas M. Fuchs ist Mitunterzeichner des österlichen, ökumenischen Textes.

Unter dem Stichwort «Die Unverfügbarkeit rückt ins kollektive Bewusstsein» schreiben die Theologen, dass jedes Jahr zu Ostern bewusst werde, dass es kein «normales Leben» gebe. Davon zeuge Ostern als Fest der Auferstehung Christi. Insbesondere in diesem Jahr werde diese christliche Vorstellung zu einem kollektiven Bewusstsein. Denn als Gesellschaft seien alle von der Corona-Pandemie betroffen und damit begeneten wir als Kollektiv der Unverfügbarkeit des Lebens.

Erste Annäherung in Andeer Miteinander wollen Camichel-Bromeis und Fuchs im Gebet in Freud und Leid diese herausfordernde Zeit tragen. Tröstlich sei dabei der Glaube an Christi Auferstehung, der sagt, dass die Liebe stärker als der Tod ist. Und neben Angst und Sorgen habe der Umgang mit dem Virus auch Solidarität und Kreativität in der Gesellschaft geweckt.

Erste Annäherungen zwischen den Bündner Reformierten und Katholiken sind laut Camichel Bromeis bei der Initiative zum Bau der Autobahnkirche in Andeer im März entstanden. Dort war die reformierte Pfarrerin mit Bischof Peter Bürcher, der zurzeit Administrator des Bistums Chur ist, gemeinsam aufgetreten. Auch in der Amtseinsetzung von Spitalseelsorgern im Bündner Kantonsspital habe man einen gemeinsamen liturgischen Weg gefunden, so Camichel Bromeis. Die Pfarrerin freut sich über das «zarte Pflänzchen» der Ökumene und hofft, dass weitere Triebe in der Zukunft spriessen. Constanze Broelemann

INSERATE

Solidarität

Mit Menschen in schwierigen Lebenssituationen in Graubünden

www.srk-gr.ch

PC 70-404-0

Crusch Cotschna Svizra
Schweizerisches Rotes Kreuz
Croce Rossa Svizzera
Grischun Graubünden Grigioni



BDG

Bürgschafts- und Darlehensgenossenschaft der Evang.-reformierten Landeskirche GR

Zinsgünstige Darlehen

bei

- Kauf und Sanierung von Liegenschaften
- Landkauf für landwirtschaftliche Nutzung
- Kauf von Maschinen und Einrichtungen
- Aus- und Weiterbildungen
- Überbrückung von finanziellen Engpässen

für

- Angehörige der Landeskirche
- Kirchgemeinden

BDG

Quaderstrasse 18 • 7000 Chur
081 252 47 00 • bdg@bdg-gr.ch
www.bdg-gr.ch



Bündner Safran
aus dem Domleschg
Safranpralinen
Zigerklee
Schaffelle
Bündner Legenden

siehe Shop: www.caviezelbau.ch

reformiert.

Folgen Sie uns auf
[facebook/reformiertpunkt](https://www.facebook.com/reformiertpunkt)



www.friedwald.ch
Baum als letzte Ruhestätte
75 Anlagen in der Schweiz
052 / 741 42 12

Tipps

Podcast

Das Update aus dem Diesseits

«Stammtisch», «Salon um Sechs» oder «Ausgegläubt und Abgekantelt» – heissen die Podcasts von RefLab. Bereits Anfang Jahr hat die reformierte Kirche Zürich den Sprung in die digitalen Medien gewagt. Ungezwungen plaudern Theologinnen mit Theologen über Gott und die Welt – über Kunst, Spiritualität, über den Alltag, Serien im TV, über Glauben oder Nicht-Glauben. Die anregenden Inputs passen zu jeder Tageszeit. rig

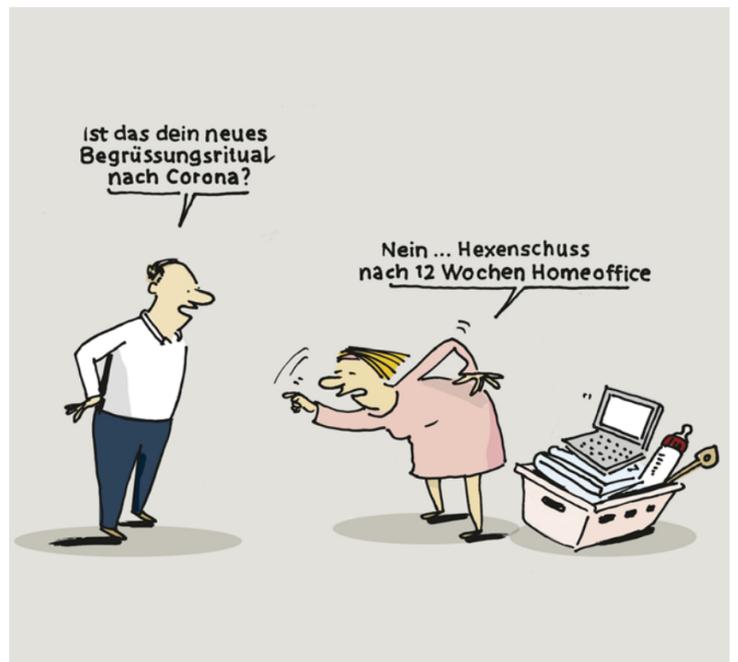
«Update Diesseits – RefLab», Podcasts und Blogs. www.reflab.ch



Theologe Stefan Jütte im Zürcher Studio.

Foto: Martin Guggisberg

Christoph Biedermann



Agenda

Kurs

Sitzungen mit Videokonferenz

Vorstandsmitglieder von Vereinen lernen, Sitzungen mittels Videokonferenz effizient zu führen. Leitung: Marc Böhler, Internet-Soziologie
– Mi, 27. Mai, 19.30–21 Uhr
– Mi, 3. Juni, 19.30–21 Uhr
www.vitaminb.ch/bildung

Kino daheim

Filme für die Erde

Das Netzwerk «Filme für die Erde» bietet eine grosse Auswahl an Umweltdokumentationen fürs Kino daheim an. Viele kostenlos.
www.filmsfortheearth.org

Radio und TV

Traurige Geister

Vier Aborigines sind im Frühling nach Europa gereist, um ihre Kulturgüter zu sichten. Radio SRF hat den Besuch der vier Gäste aus Australien begleitet.
So, 17. Mai, 8.30 Uhr
Perspektiven SRF 2

Mehr als Scharlatanerie

Die christliche Pfingstbewegung erscheint oft in keinem guten Licht. Pfingstkirchen können aber anders aussehen. Widerständig, engagiert. Die Pfingstbewegung ist die am schnellsten wachsende christliche Strömung und rückt immer mehr ins Forschungsinteresse der Soziologie.
So, 31. Mai, 8.30 Uhr
Perspektiven SRF 2

«Spirit, ds Kirchamagazin uf RSO»

sonntags, 9–10 Uhr
Radio Südostschweiz

Pregia curta u meditaziun, dumengia

a las 8.15, repetiziun a las 20.15
Radio Rumantsch
– So, 3. Mai, Armin Cavelti
– So, 10. Mai, Chatrina Gaudenz
– So, 17. Mai, Lisa Schmidt
– So, 24. Mai, Albrecht Merkel
– So, 31. Mai, Guido Tomaschett

Gesprochene Predigten

jeweils 10–10.30 Uhr
Radio SRF 2
– So, 3. Mai, Christkatholischer Gottesdienst Augustinerkirche, Zürich
– So, 10. Mai, Susanne Cappus (Christkath.), Lukas Amstutz (Ev. freik.)
– So, 17. Mai, Urs Bisang (Röm.-kath.), Johannes Bardill (Ev.-ref.)
– Do, 21. Mai, Volker Eschmann (Röm.-kath.), Tanja Oldenhage (Ev.-ref.)

– So, 24. Mai, Silvia Huber (Röm.-kath.), Stefan Moll (Ev.-method.)
– So, 31. Mai, Pfingstgottesdienst aus Rotmonten, St. Gallen

Beratung

Paar- und Lebensberatung, Chur
Paarlano: Angelika Müller, Jürg Jäger, Reichsgasse 25, Chur, 081 252 33 77, angelika.mueller@paarlano.ch, juerg.jaeger@paarlano.ch, www.paarlano.ch

Paar- und Lebensberatung, Engadin, Südtäler und Surses

Paarlano: Markus Schärer, Vea Jerts 227, Bivio, 081 833 31 60, markus.schaerer@paarlano.ch, www.paarlano.ch

Fachstellen

Behördenbildung und Organisationsberatung, Erwachsenenbildung, ÖME

Jacqueline Baumer, Loëstrasse 60, Chur, 081 257 11 07, jacqueline.baumer@gr-ref.ch

Kinder und Familien

Wilma Finze-Michaelson, Loëstrasse 60, Chur, 081 257 11 08, wilma.finze@gr-ref.ch

Gemeindediakonie, Freiwilligenarbeit, Organisationsberatung

Johannes Kuoni, Loëstrasse 60, Chur, 081 257 11 85, johannes.kuoni@gr-ref.ch

Menschen mit einer Behinderung

Astrid Weinert-Wurster, Erikaweg 1, Chur, 081 250 28 63, astrid.weinert@gr-ref.ch

Jugend-/Konfirmationsarbeit, Junge Erwachsene

Claudio Eugster, Loëstrasse 60, Chur, 081 257 11 09, claudio.eugster@gr-ref.ch

Religionsunterricht

Maria Thöni, Loëstrasse 60, Chur, 081 257 11 86, maria.thoeni@gr-ref.ch

Kirche im Tourismus

Cornelia Mainetti, Loëstrasse 60, Chur, 079 220 65 75, cornelia.mainetti@gr-ref.ch

Migration

Rita Gianelli, Loëstrasse 60, Chur, 079 406 94 99, rita.gianelli@gr-ref.ch

Leserbriefe

reformiert. 4/2020, S. 1
«Von guten Mächten wunderbar geborgen»

Jesus als Vorbild

Dietrich Bonhoeffer sah schon früh das Verhängnis eines Weltkriegs kommen und wollte nicht nur Gandhi besuchen, sondern rief 1934 in Fanö die christlichen Kirchen mit beschwörenden Worten zu einem ökumenischen Weltkonzil auf, das ein machtvolleres Wort des Friedens in die Welt hinausrufen sollte. Doch sein Verhängnis war, dass die christlichen Kirchen während 2000 Jahren weitgehend blind blieben gegenüber den immensen Chancen, die Jesus mit seiner Botschaft der Gewaltlosigkeit und Feindesliebe eröffnete. Aktive Gewaltfreiheit braucht Zeit. Sie versucht schon in Friedenszeiten Unrecht mit Mut, Ausdauer, Einsatz- und Leidensbereitschaft zu überwinden. Hätte man Bonhoeffer nicht umgebracht, wäre er wohl zu einem radikalen Gewaltfreien geworden.

Wann machen sich auch die Kirchen offiziell den schwierigen Ruf Christi zur gewaltfreien Nachfolge zu eigen, indem sie Friedensstifterinnen und Mittel freistellen und Friedensprozesse tatkräftig im Dialog, mit Mediationen, mit Schutzpräsenz und Ausbildung in aktiver Gewaltfreiheit, mit Wahrheitskommissionen ins Rollen bringen? Ich denke, mit mutigen Friedenseinsätzen, die im Einklang stehen mit ihrer Botschaft, könnten die Kirchen – gerade auch in den Augen der jungen Generation – wieder mehr Glaubwürdigkeit gewinnen!
Ueli Wildberger, Zürich

Verstörender Besuch

Es war ein verstörender Besuch bei der «Gedenkstätte Flossenbürg» nahe der tschechischen Grenze, wo auch Bonhoeffer gefangen gehalten wurde. Der Eingang, bei dem in grossen Lettern steht: «Arbeit macht frei», führt zum Park mit Mauerresten, einigen Gebäuden, Spazierwegen, Ofen; Baracken und Bauten wurden abgerissen. In Flossenbürg zwangen die Nazis Menschen zur Arbeit in den Granitbrüchen. Bei Kriegsende schickte man Tausende Geschwächte auf «Todesmärsche», nur wenige überlebten. Ein Lageplan zeigt die Dimension der Gräuel. Beklemmend der Gedenkraum mit den vielen Namen,

sehr viele mit kurzer Lebenszeit; spürbar auch der Respekt gegenüber diesen Namen. In Bonhoeffers Gedicht «Von guten Mächten wunderbar geborgen» ist Hoffnungskraft, Liebe zu den Menschen und Glauben an Gott gebündelt, ein herztärendes Gebet.
Irene Lehmann, Oberglatt

reformiert. 2/2020, S. 1
Der Hass verbreitet sich von Freund zu Freund

Das Bild bestimmt

Wie wäre es, wenn wir unseren Kindern im Elternhaus, in der Schule und im Religionsunterricht das Wesen des Hasses begrifflich machen würden? Wie alle negativen Emotionen (Missgunst, Groll, Gram, Furcht, Gier ...) ist auch Hass mit einem gravierenden Verlust an Lebensenergie des Hassenden verbunden. Wenn wir uns den Luxus solcher Emotionen leisten, verlieren wir immer Energie, die uns dann zum Beispiel für das Empfinden von Freude fehlt. Eigentlich hassen wir nicht die Person des Anderen, sondern nur das Bild, das wir uns von dieser Person machen. Im Internet attackieren wir also nur unser eigenes Bild der betreffenden Person. Wenn sich die Attackierten dessen bewusst wären, könnten sie besser damit umgehen und würden nicht alles so persönlich nehmen. Mit der Liebe ist es genau gleich. Wir lieben nicht die andere Person, wie sie ist, sondern lediglich das Bild, das wir uns von ihr gemacht haben. Beziehungskrisen entstehen meistens, wenn uns der Unterschied bewusst wird. Dabei werden in der Schuldfrage meistens Ursache und Wirkung vertauscht. Die Person, die dem Bild nicht entspricht, wird als schuldig befunden. Ein weiteres Mittel gegen den Hass wäre die Anleitung unserer Jugend zu bedingungsloser Selbstachtung – notwendig zum Abbau von inneren Konflikten. Hass und Aggressionen sind ein Nachausen-Tragen von inneren Konflikten. Zudem: Nur wer sich selbst achtet, kann auch andere Menschen achten. **Raymond Kind, Küsnacht**

Ihre Meinung interessiert uns: Schreiben Sie uns an: redaktion.graubuenden@reformiert.info oder «reformiert.Graubünden», Brandisstrasse 8, 7000 Chur. Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

Korrigendum

reformiert. 4/2020, S. 1
«Von guten Mächten wunderbar geborgen»

Verfasst in Berlin

Dietrich Bonhoeffer schrieb sein Gedicht «Von guten Mächten» im Dezember 1944 im Kellergefängnis des Reichssicherheitshauptamts an der Prinz-Albrecht-Strasse in Berlin. Es entstand nicht wie im Artikel fälschlicherweise geschrieben im Konzentrationslager Flossenbürg. Dorthin wurde Bonhoeffer erst im Februar 1945 überstellt. Am 9. April 1945 wurde der Theologe und Widerstandskämpfer von den Nationalsozialisten ermordet. red

reformiert.

«reformiert.» ist eine Kooperation von vier reformierten Mitgliederzeitschriften und erscheint in den Kantonen Aargau, Bern | Jura | Solothurn, Graubünden und Zürich.
www.reformiert.info
Gesamtauflage: 702'724 Exemplare

Redaktion
AG Anouk Holthuisen (aho), Thomas Illi (ti)
BE Hans Herrmann (heb), Katharina Kilchenmann (ki), Nicola Mohler (nm), Marius Schären (mar)
GR Constanze Broelemann (cb), Rita Gianelli (rig)
ZH Christa Amstutz (ca), Delf Bucher (bu), Sandra Hohendahl-Tesch (tes), Vera Kluser (vk), Cornelia Krause (ck), Felix Reich (fmr), Sabine Schüpbach (sas)
Blattmacher: Hans Hermann
Layout: Susanne Kreuzer (Gestaltung), Maja Davé (Produktion)
Korrektorat: Yvonne Schär
Gestaltungskonzept: Susanne Kreuzer, Maja Davé
in Zusammenarbeit mit Bodara GmbH

reformiert. Graubünden
Auflage: 32'927 Exemplare
46610 reformiert. Graubünden: Erscheint monatlich ausser im August
Herausgeberin: Evangelisch-reformierte Landeskirche Graubünden, Chur
Präsident der Herausgeberkommission: Andreas Thöny, Landquart
Redaktionsleitung: Constanze Broelemann
Verlagsleitung: Andreas Thöny

Redaktion
Brandisstrasse 8, 7000 Chur
Tel. 079 823 45 93
redaktion.graubuenden@reformiert.info

Verlag
Andreas Thöny
Loestr. 60, 7000 Chur
andreas.thoeny@reformiert.info

Abonnemente und Adressänderungen
Somedia Publishing AG
Sommerstrasse 32
Postfach 419, 7007 Chur
Tel. 0844 226 226
abo@somedia.ch

Inserate
Kömedia AG, St. Gallen
Tel. 071 226 92 92, Fax 071 226 92 93
info@koedia.ch, www.koedia.ch

Inserateschluss Ausgabe 6/2020
2. Mai 2020
Druck: DZZ Druckzentrum Zürich AG



Porträt

Aufgehen in Weite, Humor und Kreativität

Gemeinschaft Ursina Rüfenacht überlegt sich, der Kommunität Don Camillo in Montmirail beizutreten. Motiviert geht sie nun ins zweite Probejahr.



Das Anwesen der Kommunität in Montmirail ist gross. Ursina Rüfenacht packt überall mit an.

Foto: Alexander Jaquemot

Eigentlich hätte Ursina Rüfenacht an diesem Apriltag eine bernische Konfraternie durch Montmirail geführt. Für den Nachmittag war ein Team-Building-Parcours geplant. Wegen des Lockdown sitzt sie stattdessen in ihrem Wohnzimmer im historischen Gebäudekomplex und erzählt per Videoanruf, warum sie sich auf eine Probezeit in der evangelischen Kommunität Don Camillo eingelassen hat.

Seit letztem Juli lebt die 43-Jährige auf dem prächtigen Landgut zwischen Bieler- und Neuenburgersee. 2015 war sie schon als Volontärin in Montmirail. «Ich habe damals sehr viel Weite, Ernsthaftigkeit, Humor

und Kreativität erlebt.» Den Traum, in einem grossen Haus mit vielen Menschen zu leben, hatte sie schon immer. Im grossen Gästehaus empfängt die Kommunität Menschen für Ferien, Seminare, aber auch für längere Auszeiten. Sie bietet zudem Plätze für Zivildienstleistende und Volontäre und ist eng verbunden mit einer Einrichtung auf dem Anwesen, die Jugendlichen bei der Integration in den Arbeitsmarkt hilft.

Mehr als ein Job

Zwei Jahre Probezeit fand Ursina Rüfenacht erst sehr lang. Inzwischen sieht sie das anders. Wenn man zusammen arbeite und lebe, gehe es

um mehr als einen Job oder eine Wohnung. Und sie fügt an: «Man stolpert häufiger über sich selbst und auch mal über die anderen.» Da brauche es immer neu die Bereit-

Ursina Rüfenacht, 43

Nach der Ausbildung zur Ernährungsberaterin war sie in der Forschung tätig, hat sich in Grafik und Erlebnispädagogik weitergebildet, in SAC-Hütten gearbeitet und engagiert sich neben den Aufgaben in Montmirail für das Projekt «Tavolata», das Menschen zu Tischgemeinschaften verbindet.

schaft, sich mit dem Gegenüber und sich selbst auseinanderzusetzen, Gewohnheiten und feste Vorstellungen loszulassen. Der Glaube spielt für sie hier eine wichtige Rolle. «Gott ist mittendrin in diesem grossen Ganzen, er trägt mit.»

Zusätzlich zu ihren Aufgaben in der Kommunität macht Rüfenacht derzeit eine Vertretung in Aktivierungstherapie in einem Pflegezentrum. Danach wird sie sich nach einer Festanstellung umsehen; sie möchte weiterhin auch ausserhalb von Montmirail arbeiten.

Einkommen teilen

Der auswärts erwirtschaftete Lohn kommt in die gemeinsame Kasse. Das Zusammenleben in Montmirail wurde in mancher Hinsicht den unterschiedlichen Bedürfnissen von Einzelpersonen, Paaren und Familien angepasst. Alle leben in eigenen

«Man stolpert häufiger über sich selbst und auch mal über die anderen.»

Wohnungen und kochen meist für sich selbst. Doch am Teilen der Einkünfte hat man festgehalten. Alle bekommen den gleichen Grundlohn fürs Nötigste, egal ob sie auswärts oder in Montmirail arbeiten.

Für weitergehende Bedürfnisse erstellt jeder Haushalt ein Jahresbudget, das gemeinsam besprochen wird. Den Umgang mit Geldfragen unter den 18 erwachsenen Mitbewohnenden erlebt Rüfenacht als entspannt. «Ich leiste mir zum Beispiel Paddelferien in Schweden, dafür verzichte ich auf den Yoga-Kurs und übe allein.» Man versuche, einander besondere Wünsche zu ermöglichen, etwa eine Auszeit oder spezielle Ferien.

Im Sommer will Rüfenacht Zwischenbilanz ziehen und das zweite Probejahr bewusst mit Blick auf die anstehende Entscheidung angehen. «Würde es für mich hier gar nicht passen, hätte ich das vermutlich bereits gemerkt», sagt sie. Wichtig ist ihr, für mehr spontanes, unkompliziertes Miteinander auch ausserhalb der Tagzeitengebete und des Sonntagsgottesdienstes zu sorgen. Einfach ab und zu zusammen zu essen und entspannt etwas Zeit miteinander zu verbringen. «Schliesslich sind wir Menschen mit Geist, Seele und Körper.» Christa Amstutz

Gretchenfrage

Daniel Koch, Corona-Delegierter BAG:

«Wir sind nicht im Krieg gegen ein Virus»

Wie haben Sies mit der Religion, Herr Koch?

Ich bin im Oberwallis streng katholisch aufgewachsen. Dass ich Messdiener war, gehörte einfach dazu. Die Werte, die mir damals vermittelt wurden, prägen mich bis heute, aber die Religion und der Glaube sind für mich weit weg.

Hat daran auch die aktuelle Bedrohung durch das neuartige Virus nichts geändert?

Nein, ich fühle mich auch nicht eigentlich bedroht, habe aber durchaus Respekt vor dem, was uns gerade sehr beschäftigt. Mehr Sorgen bereitet mir, dass die momentane Krise bei vielen Menschen Angst auslöst, Angst vor der Krankheit, vor den wirtschaftlichen oder gesellschaftlichen Folgen. Jeder muss da seinen eigenen Weg finden, wie er damit umgeht. Wenn der Glaube dabei unterstützt, ist das sehr wertvoll.

Wo finden Sie Ausgleich zu Ihrem aktuellen Berufsalltag mit vielen öffentlichen Auftritten?

Ich bin regelmässig mit meinen zwei Hunden draussen unterwegs. Das Bewegen in der Natur und die Tatsache, dass wir drei ein gutes Team sind, erlebe ich als erfüllend.

In den Medien wirken Sie immer sehr ruhig und unerschütterlich. Entspricht das Ihrem Naturell?

Tatsächlich bin ich nicht ängstlich, im Gegenteil. Dazu kommt, dass ich schon etwas Erfahrung habe mit Krisen. Als Mitarbeiter beim Internationalen Roten Kreuz habe ich Situationen in Kriegsregionen erlebt, die noch ganz andere Ausmass hatten, als wir sie im Moment hierzulande sehen. Wir sind nicht im Krieg gegen ein Virus, sondern müssen als Gesellschaft mit einer Krisensituation fertigwerden. Das ist nicht vergleichbar.

Wie erleben Sie Social Distancing, fällt es Ihnen manchmal schwer?

Meistens nicht, doch ich habe einen kleinen Enkel. Ihn jetzt nicht mehr sehen und umarmen zu dürfen, vermisse ich schon.

Interview: Katharina Kilchenmann

Auf meinem Nachttisch

Rivenports Freund

Der Fremde an der Orgel ändert alles

Wir werden hineingenommen in das Argentinien Anfang der 1950er-Jahre. Rivenport lebt dort in der Provinz. Ausser ihm scheinen alle die Stadt schnell verlassen zu wollen. Rivenport gefällt das Leben dort, weil er sich hier als Arzt eine gutbürgerliche Existenz aufgebaut hat.

Um sich vom Ärztalltag zu erholen, widmet er sich einer Schmetterlingssammlung. Eines Tages stört ihn etwas in seinem Refugium: Ein seltsamer Notfall sei ins Spital eingeliefert worden, Rivenport müsse sofort kommen. In dieser von Indigenen bevölkerten Gegend sorgt das Aussehen des Fremden für Aufsehen, denn er ist blond, blau-

äugig und deutlich grösser gewachsen. Zudem weist er schwere Verletzungen und auch Stichwunden auf.

Als der Fremde endlich aufwacht, stellt sich heraus, dass er sein Gedächtnis verloren hat und nicht sprechen kann. Der Patient wird aus dem Spital entlassen und von einem Nonnenkloster aufgenommen. Dort lernt dieser «Kaspar Hauser» lesen und schreiben. Eines Tages erinnert er sich sogar an seinen Namen, Kurt. Kurt geht mit den Nonnen, wie es sich gehört, in die Messe. Zur Verwunderung aller setzt er sich nach der Messe an die Orgel und beginnt zu spielen. Wenn der Priester redet, hören die Kirch-

gänger aus Anstand zu, aber wenn die Orgel erklingt und Kurt bis dahin in dieser Kathedrale noch nie gehört barockes Repertoire zu Gehör bringt, verändern sich die Mienen der Zuhörer. Sie vergessen ihre Alltagsorgen und gehen ganz in der Musik auf. Aber wer ist der mysteriöse Fremde, ein Engel?

Damiano Femfert: Rivenports Freund. Schöffling & Co. Verlag, 2020, Fr. 25.50.



Tobias Winkler, 43 Pfarrer in Landquart



Daniel Koch (65), Arzt und Corona-Krisenmanager beim Bundesamt für Gesundheit.

Foto: Keystone